Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechsundzwanzigster Jahrgang

Nr. 52 **Marburg i. H., den 26. Dezember** **1912**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh

Inhalt: Sylvestergedanken — Aus dem katholischen Lager. 1. Roma locuta — Antwort auf den Offenen Brief des Herrn D. Harnack. Nebst Duplik und Schlußwort — Eine Frage an die Kirche zum Geburtenrückgang. Schluß — Soziale Literatur (Broda, v Zwiedineck-Südenhorst, Hasse, Posadowsky, Flesch, Pohle u. A.) — Verschiedenes: Erinnerungen an Paul Drews; Ein Vortrag von Jülicher und eine Predigt von Simons; Jatho und Heyn; Der Fall Schlüter im Monistenbunde; Zur Schwindelliteratur über Jesus; Palästina-Bilder-Testament; Ich bin dein; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Sylvestergedanken

Lukas 13, 6—9

Unter all den Tagen des Jahres ist keiner, der gedankenloser und unwürdiger von der Menge der Menschen begangen wird, als der letzte Tag des Jahres. Wir sehnen uns nach Ruhe und Sammlung, aber uns umgibt und bedrängt die hastige Vielgeschäftigkeit schreibender und kritzelnder Menschen. Wir möchten Stille haben und den Frieden inniger Versenkung, aber die Menschen zerreißen die feiernde Nacht mit sinnlosem Lärm. Uns verlangt nach frohem Mut, nach rechter Freude, die wie eine stetige Flamme leuchtend und rein zum Himmel steigt; und man bietet uns krampfhafte, lärmende Lustigkeit, die einen Bodensatz von Verstimmung und Ueberdruß zurückläßt. Wahrlich kein Tag wird gedankenloser und unwürdiger begangen als der Sylvestertag.

Gibt es denn keine bessere, segenbringende Feier? Wo sind die wahren und starken Gedanken, die diesem Tage seinen Gehalt und seine Wirkung geben?

Da kommt uns ein Wort Jesu zu Hülfe, das Gleichnis vom Feigenbaum. Nur daß wir es mit einfältigen Augen lesen und ihm nicht unterlegen, was es nicht sagen will. Es ist nicht Jesu Wille gewesen, sich selber mit dem geduldigen, in Liebe erfinderischen Gärtner, Gott aber mit dem ungeduldigen Besitzer zu vergleichen, dessen zürnender Eifer erst durch des Gärtners Fürsprache gestillt wird. Nein, Jesus erzählt schlicht und anschaulich eine Geschichte von einem verständigen und gütigen Gärtner; und wie in allen seinen Geschichten ist auch hier der himmlische Vater der Zielpunkt seiner Gedanken. Wie er mit seinem heiligen und gütigen Herzen Gott erlebt hat als den Quell aller Heiligkeit und Güte, so malt er in diesem Gleichnis den himmlischen Vater mit dem Bilde des weisen, ernsten und liebevollen Gärtners. Verachtet nicht die Langmut Gottes, denn seine Langmut ist nicht Schwäche! Das ist die Mahnung dieses Bildes.

Da haben wir die Sylvestergedanken, die unser Herz bereiten können. Gottes gnädige Geduld: „Herr, laß ihn noch dies Jahr, bis daß ich um ihn grabe und bedünge ihn“, und Gottes heiligen Ernst: „Wo nicht, so haue ihn danach ab.“

Gottes Güte und Gottes Heiligkeit, das sind die Kräfte, die Tag aus Tag ein an unserm Herzen wirken. Es ist aber gut und heilsam, daß sie uns am Jahresende besonders deutlich vor die Seele treten. Gottes Güte und Heiligkeit sind innig und unlösbar verbunden; aber wir empfinden bald mehr die eine, bald mehr die andere. Wir blicken zurück auf ein langes, inhaltreiches Jahr, und uns kommen Worte auf die Lippen, die wir als Kinder lernten: „reichlich und täglich versorget, und vor allem Uebel behütet und bewahret.“ Aber wir denken auch an Manche, die Mangel gelitten und Leid erfahren haben. Wir wollen von ihnen nichts Unmögliches verlangen, nichts, das wir selber nicht geleistet. Wir verlangen nicht von ihnen, daß sie den gegenwärtigen Mangel preisen, das frische Leid segnen sollen. Aber wir bitten sie innig und herzlich, an diesem Jahresende ihre Seele zu sammeln, linde Worte ohne Bitterkeit zu hören und sich fragen zu lassen, ob nicht aus Leid und Not eine leise Stimme lockte: Näher, mein Gott, zu Dir! Ists nicht so: wenn wir lernten unser Leben mit Jesu Augen ansehen, daß nämlich dies sein Sinn sei, reif zu werden für die Ewigkeit — dann würden wir alle mit demütigem Herzen die großen Lutherworte bekennen: „und das Alles aus lauter väterlicher, göttlicher Güte und Barmherzigkeit, ohn all mein Verdienst und Würdigkeit.“

„Ohn all mein Verdienst und Würdigkeit“ — müssen wir uns erst Gottes heiligen Ernst in seiner ganzen Majestät vor die Seele stellen lassen, um diese Worte tief beschämt zu wiederholen? Wir wollen nur an Eins denken: wie leicht auch in unsere guten Taten falscher unheiliger Eifer sich mischte, der unsere Augen trübte. Dann brauchen wir gar nicht all der argen Gedanken und der voreiligen Worte uns zu erinnern, brauchen nicht alle verpaßten Gelegenheiten, alle versäumte Liebe aufzuzählen.

Gottes Heiligkeit und Gottes Güte sind die beiden Hämmer, die unser Herz formen. Sie haben uns geleitet durch das scheidende Jahr, sie nehmen uns in Empfang an der Schwelle des neuen Jahres. Heiligkeit und Güte — was wir im kommenden Jahr am meisten nötig haben, was Gott uns am meisten zeigen wird, wir wissen es nicht. Wir wissen, daß unsere Seele beider bedarf, und wir wissen, daß bei Gott das eine nie ist ohne das andere. So überlassen wir uns seinen heiligen, barmherzigen Händen. Sie werden uns geben, wessen wir zeitlich und ewig bedürfen. Hermann Schuster

Aus dem katholischen Lager

1. Roma locuta — 2. Jesuitengesetz, Fall Cohausz, Petroleummonopol

1. Roma locuta

Durch die „verdrießliche und schädliche Polemik bez. der Arbeiterorganisationen“ veranlaßt, wünschte laut Erklärung des Münchener Nuntius Frühwirth der Papst Anfang Juli die Einstellung der Papstdebatte über die Gewerkschaftsfrage, um „die wichtige Frage im Einverständnis mit den Bischöfen zu prüfen und die angemessene Verhaltungsregel zu geben.“ Diese Verhaltungsmaßregel ist am 24. September in der Enzyklika Singulari quadam caritate gegeben worden; publiziert wurde sie erst am Sonntag, den 10. November, die Verzögerung erklärte sich aus der infolge des Todes des Kardinals Fischer eingetretenen Verschiebung der alljährlichen Konferenz der deutschen Bischöfe am Grabe des heiligen Bonifatius in Fulda. Denn das angekündigte „Einverständnis mit den Bischöfen“ sollte in jeder Weise zum Ausdruck kommen; die Enzyklika ist gerichtet „an die Bischöfe Deutschlands“ (ad episcopos Germaniae), und „die am Grabe des heiligen Bonifatius zu Fulda versammelten Oberhirten“ haben ihr ein Geleitwort mitgegeben,

sie auch an die Redaktionen der katholischen Blätter geschickt und die allenthalben gleichzeitige Veröffentlichung am Sonntag, den 10. November, gewünscht. (Anders erklärt sich das Kuriosum nicht, daß die „Kölnische Volkszeitung" einen Kommentar zur Enzyklika schon im Morgenblatte vom Samstag brachte, den Text erst im Sonntagsblatte, das aber schon am Samstag zugleich mit dem Morgenblatte ausgegeben wurde.*)

Dieser Publikationsweg ist neu. Borromäusenzyklika und andere päpstliche Verfügungen waren erlassen, ohne den deutschen Episkopat zu fragen, haben bei ihm sogar zum Teil peinliche Ueberraschung hervorgerufen. Die nunmehrige Aenderung wird damit nicht hinreichend erklärt, daß man sagt, diese Enzyklika gelte eben spezifisch deutschen Verhältnissen; gewiß, das ist so, aber die Beleidigungen der Borromäusenzyklika gingen auch gegen deutsche Fürsten. Nein, man ist in Rom durch Schaden klug geworden, man hat die Remonstration der preußischen Regierung und die gewaltige Volkserregung — deren Wiederholung peinlich wäre in einem Momente, da man vom deutschen Volke die Aufhebung des Jesuitengesetzes wünschte — nicht vergessen, hat auch wohl lebhaften Eindruck empfangen von persönlichen Vorstellungen der deutschen Bischöfe (Kardinal Fischers Besuch in Rom!): so geht man in Gemeinsamkeit mit diesen vor, weil man dadurch nach allen Seiten hin gedeckt ist. An sich ist diese Aenderung erfreulich: eine „Zerbrechung des päpstlichen Absolutismus", wie das Neue Jahrhundert meinte, ist sie freilich in keiner Weise; aber sie schafft doch eine Zwischeninstanz, deren Stimme bei aller Devotion gegen den römischen Stuhl diesen über die deutschen Verhältnisse aufzuklären vermag, deren völlige Unkenntnis mit zu dem Peinlichsten gehörte, das der „Erneuerer aller Dinge in Christo" bot.

„Eine Entscheidung, die eine der beiden Richtungen ausschaltete und vernichtete, wird die Kurie nicht geben. »Berlin« will sie nicht verdammen, »Köln« kann sie nicht verdammen, solange es die derzeitige starke Macht ist." Diese, unsere frühere Prophezeiung (Nr. 28) ist genauestens eingetroffen. Beide Richtungen im katholischen Lager bleiben bestehen, aber, wohin die Neigung Pius X. geht, ist so unzweideutig gesagt, die „Kölner" Richtung derartig mit Zäunen und Klauseln umgeben, daß sie deutlich der unterlegene Teil ist. Um diese nicht zu leugnende formelle Niederlage der „Kölner" Richtung kommt man nur mit der Erwägung herum: es hätte noch schlimmer werden können, sie hätte vernichtet werden können, jetzt ist sie wenigstens „geduldet"!

Die Enzyklika verwirft „eine verschwommene und unbestimmte Art von christlicher Religion, die man interkonfessionell zu nennen pflegt, und die auf eine inhaltsleere Empfehlung eines allgemeinen Christentums hinausläuft, während doch offenbar nichts so sehr dem Lehrworte Jesu Christi widerspricht als sie." Damit ist nicht ein abstraktes, konstruiertes, natürliches Christentum im Sinne der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts gemeint, sondern jedes Zusammenarbeiten des Katholizismus mit dem Protestantismus auf Gebieten, die irgendwie es mit der Religion zu tun haben. Und wie weit hier die Ansprüche der katholischen Religion gehen, sagt die Enzyklika deutlich genug:

> Was immer der Christ tut, auch in der Ordnung der irdischen Dinge, es steht ihm nicht frei, die übernatürlichen Güter außer Acht zu lassen, er muß vielmehr den Vorschriften der christlichen Lebensweisheit gemäß zum höchsten Gute als dem letzten Ziel alles hinordnen ... Die soziale Frage und die mit ihr verknüpften Streitfragen über Charakter und Dauer der Arbeit, über die Lohnzahlung, über den Arbeiterstreik sind nicht rein wirtschaftlicher Natur und somit nicht zu denen zu zählen, die mit Hintansetzung der kirchlichen Obrigkeit beigelegt werden können; da es im Gegenteil außer allem Zweifel steht, daß die soziale Frage in erster Linie eine sittliche und religiöse ist und deshalb vornehmlich nach dem Sittengesetze und vom Standpunkte der Religion gelöst werden muß.

*) Indiskretionen haben mitgespielt, sofern die Kölnische Zeitung schon am Freitag, einen Tag vor den katholischen Blättern, die Enzyklika veröffentlichte. Wenn die Correspondance de Rome und die Pariser Chronique de la Presse nun behaupteten, Julius Bachem habe der Kölnischen Zeitung den Text in die Hände gespielt, so hat die Kölnische Volkszeitung dies als „perfide Verleumdung" zurückgewiesen (s. KVZ Nr. 1024 und 1028). Auch die Augsburger Postzeitung brachte übrigens Text und Kommentar schon am Samstag.

Denkt man diese Gedanken ganz zu Ende, so ergibt sich als Zielpunkt der Staat im Staate. Der Katholizismus ist eine Welt für sich, der dem ganzen bürgerlichen und sozialen Leben seiner Gläubigen den religiösen Stempel „katholisch" aufdrückt — genau so, wie die Richtung „Berlin" das wünscht. An sich ist das ja nichts Neues, vielmehr das alte mittelalterliche Gesellschaftsideal; aber wir waren bisher angesichts der neueren soziologischen Entwicklung doch an ein „Dissimulieren" der Schroffheiten dieser Soziologie gewöhnt, es hatte doch eine Geistesgemeinschaft und eine kulturelle Gemeinsamkeit „interkonfessionell" bestehen können. Nach den Prinzipien der Enzyklika reißen alle diese Fäden ab, und was übrig bleibt, ist blutwenig: „mit den nichtkatholischen Mitbürgern jenen Frieden pflegen, ohne den weder die Ordnung der menschlichen Gesellschaft noch die Wohlfahrt des Staates bestehen könnte." Das heißt äußerlich Ruhe halten, aber innerlich getrennt sein! Nun wird ja auch bei einer Enzyklika nichts so heiß gegessen, wie es gekocht ist; die Grenzen zwischen „äußerlich" und „innerlich" sind nicht immer scharf zu ziehen, aber die schroffe Formulierung des Prinzips ist schon schlimm genug. Alle, die sich um innere Fühlungnahme mit den Katholiken bemüht haben — und dazu gehört auch die Christliche Welt — werden die Wirkung der Enzyklika spüren; wir haben sie ja schon stark genug vor ihrem Erlaß gespürt! Die konfessionelle Kluft ist größer denn je, nicht dank dem furor protestanticus, sondern weil Pius X. es so will.

Von den Arbeiter-Vereinigungen „billigt" die Enzyklika „am meisten" (maxime probandae) und sieht „unter allen für den wahren und dauernden Nutzen der Mitglieder als bestgeeignete" die an, welche „hauptsächlich auf der Grundlage der katholischen Religion aufgebaut sind und der Kirche als Führerin offen folgen", also die katholischen Arbeitervereine. Mehr noch, der Papst wünscht, daß derartige konfessionell-katholische Vereinigungen „sicherlich in katholischen Gegenden und außerdem in allen andern Gegenden, wo anzunehmen ist, daß durch sie den verschiedenen Bedürfnissen der Mitglieder genügend Hülfe gebracht werden kann, gegründet und auf jede Weise unterstützt werden müssen." Vereinigungen, die „das Gebiet der Religion und Sittlichkeit direkt oder indirekt berühren", dürfen „in keiner Weise" in jenen Gegenden sich „aus Katholiken und Nichtkatholiken zusammensetzen." Nun hat aber die Enzyklika eingangs gesagt, daß auch die soziale Frage im weitesten Sinne eine sittliche und religiöse ist; also ist die interkonfessionell-christliche Gewerkschaft „für jene Gegenden" verboten. Dabei ist der Begriff „jene Gegenden" so unbestimmt und der Willkür überlassen (vgl. die Worte: „wo anzunehmen ist" rc.), daß, wenn man will, überall der katholische Arbeiterverein eingerichtet werden kann, der die interkonfessionelle Gewerkschaft tötet.*) Die „rein katholischen Arbeiter-Vereinigungen" erhalten daher vom Papste „mit Freuden alles Lob" und die besten Wünsche für „ein immer erfreulicheres Wachstum" — also jetzt die amtliche Bestätigung dessen, was Pius X. in einer Audienz früher privatim geäußert hatte, soweit ein Papst heutzutage nach dem Vatikanum überhaupt noch Privatmann sein kann (vgl. Nr. 28).

Mit einem „Indes" (Verumtamen) wird nunmehr den Katholiken „zugestanden" (fas est) „zur Erstrebung besserer Lebensverhältnisse für den Arbeiter" mit Nichtkatholiken „unter Anwendung von Vorsicht für ihre gemeinsamen Interessen zu arbeiten." (Im Hintergrunde schwebt also der Gedanke, daß am besten die katholischen Arbeiter mit den Nichtkatholiken gar nichts zu tun haben sollten!) Diese (notgedrungene) Interessengemeinschaft vollzieht sich am besten in der Form des Kartells der katholischen und nichtkatholischen Vereinigungen. Das päpstliche Leitmotiv dabei ist dieses, daß ein Kartell einen mehr oder minder losen Zusammenschluß zweier in sich innerlich selbständiger Korporationen darstellt.

Jetzt erst, an letzter Stelle, kommen die christlichen Gewerkschaften, in denen Katholiken und Nichtkatholiken in einem Verbande vereint sind. Sie werden „mit Rücksicht auf die besondere Lage der katholischen Sache in Deutschland" „geduldet" (declaramus tolerare posse) — aber auf Zeit: „solange

*) Man beachte das Ringen der beiden Organisationen mit einander jetzt im Saar-Kohlenrevier.
D H

nicht wegen neu eintretender Umstände diese Duldung aufhört, zweckmäßig oder zulässig zu sein." Außerdem werden Vorsichtsmaßregeln aufgestellt:

1. Die Mitglieder der christlichen Gewerkschaften sollen zugleich Mitglieder der katholischen Arbeitervereine sein, da diese unter Leitung des Klerus stehen, der über der „Unverfälschtheit des Glaubens und der Reinheit der Sitten" wacht und darum die Beteiligung an den Gewerkschaften in den rechten Bahnen „nach den Grundsätzen der katholischen Lehre" regeln wird. Diese Forderung war schon früher ausgesprochen worden (vgl. Nr. 28).

2. Die Katholiken können den Gewerkschaften nur beitreten, wenn sie sich „von allem fernhalten, was grundsätzlich oder tatsächlich mit den Lehren und Geboten der Kirche wie der zuständigen kirchlichen Obrigkeit nicht in Einklang steht." Darüber haben die Bischöfe zu wachen. Die katholischen Mitglieder der Gewerkschaften aber werden verpflichtet, „niemals zuzulassen", daß die Gewerkschaften irgend etwas unternehmen, was den kirchlichen Vorschriften widerspricht. So oft daher „Fragen auftauchen über Dinge, die die Sitten berühren", sollen die Bischöfe aufmerken, daß die Gläubigen „keinen Finger breit" von den katholischen Sittenlehren abweichen — wobei man sich gegenwärtig halten muß, daß die gesamte soziale Frage laut Eingangsworten „in erster Linie eine sittliche und religiöse ist", also, genau genommen, nichts innerhalb der Gewerkschaften bischöflich unbeaufsichtigt (für den Katholiken) bleibt.

Der Papst wünscht zum Schluß das Aufhören des Streites, bei eventuellen Schwierigkeiten sollen die Bischöfe entscheiden. Ausdrücklich wird aber noch einmal gesagt, daß die katholischen Arbeitervereine „auf jede Weise unterstützt und gefördert werden" sollen, die Gewerkschaften sich aber nirgends aufdrängen dürfen; sie sind eben nur „in Anbetracht der Ortsverhältnisse" geduldet. Auch da, wo sie bisher allein bestanden in einer Diözese — das geht auf Köln — dürfen sie nicht sich als allein berechtigt hinstellen.

Das Begleitschreiben der Bischöfe sagt nichts Neues, wenn es den Klerus ermahnt, für die richtige Belehrung der Gläubigen im Sinne der Enzyklika zu sorgen. Höchstens glaubt man einen wärmeren, deutschen Ton aus den Worten herauszuhören: „Die Weisungen des heiligen Vaters dienen zugleich jenem in der Enzyklika so nachdrücklich betonten Ziele, zwischen katholischen und nichtkatholischen Arbeitern den bürgerlichen Frieden und jene Eintracht zu erhalten, ohne die die irdische Wohlfahrt nicht bestehen kann." Man kann wirklich nicht sagen, daß Se. Heiligkeit dieses Ziel „so nachdrücklich" betont habe (s. o.); es ist erfreulich, daß der deutsche Episkopat es tut.

* *

Wenn irgend, so ist bei Erlassen der Kurie ein Zwischenraum zwischen Promulgation und Exekution. Nicht nur, daß in Verfügungen, den Glauben und die Sitte betreffend, der Gesetzesbuchstabe die religiösen und ethischen Werte in ihrer Mannigfaltigkeit schwer alle „fassen" kann, im vorliegenden Falle kommt hinzu, daß der Gesetzgeber die Exekutive nicht selbst ausüben will, sondern sie den deutschen Bischöfen überläßt. Damit ist — die Einigkeit des Episkopates in allen Ehren — doch der eine Wille durch eine Mehrheit ersetzt, und die Möglichkeit verschiedener Gesetzesinterpretation wächst. Daß kraft dieser Enzyklika die christlichen Gewerkschaften vernichtet werden können, leidet keinen Zweifel,*) — es bedarf dazu nur einer strengen Handhabung der Kautelen, unter denen sie gestattet sind —; daß sie es müßten, war von vornherein zu viel gesagt. Der von der Kölnischen Volkszeitung (Nr. 979) nach dem „Rate kirchenrechtlich geschulter Theologen" gebrachte Kommentar war lediglich von dem Gesichtspunkte aus interessant, daß er Durchschlupflöcher zeigte, die den bedrohten Gewerkschaften Luft schaffen können, nämlich, wenn der Diözesanbischof es will.**) Außerordentlich geschickt z. B. wird die heikle Stelle über Errichtung katholischer Arbeitervereine „in jenen Gegenden" (s. o.) nicht, wie sie offenbar gemeint ist, von „regionaler Umschreibung der Organisationen durch bischöfliche Demarkationslinien" gedeutet, sondern von „Richtlinien":

Wenn in katholischen Gebieten katholische Arbeitervereine wirklich allen Interessen der Arbeiter genügen, dann fehlt die Unterlage für die Notwendigkeit gemischter Organisationen. Es wird naturgemäß das Augenmerk darauf zu richten sein, ob denn wirklich die rein katholischen Organisationen in Anbetracht der seitherigen Entwickelung der Gesamtlage der wirtschaftlichen Verhältnisse in den betreffenden Gebieten den Interessen der katholischen Arbeiter zu genügen vermögen.

An einem Erfolge dieser Auslegung der Kölnischen Volkszeitung hatte man Ursache zu zweifeln. Die Oppersdorffsche „Klarheit und Wahrheit" (Nr. 47) stellte ihr sofort einen „authentischen Kommentar" des Osservatore Romano entgegen, der aber nur eine Inhaltsangabe ist. Für Köln selbst stand die Prognose nicht günstig, sofern Nachfolger des Kardinals Fischer der Bischof von Münster v. Hartmann geworden ist. Es ist unwidersprochen geblieben, daß das Kölner Domkapitel entgegen den eigenen Wünschen, die auf den wohlbewährten Weihbischof Müller zielten, auf Befehl des Papstes, dessen Schreiben bei den Wahlverhandlungen im letzten Momente vorgelegt wurde, gehandelt hat.*) Die Frankfurter Zeitung brachte ein Stimmungsbild aus den Kreisen des Kölner katholischen Volkes, in dem von „Zähneknirschen" nach der Verkündigung der Wahl die Rede war. Traurig wäre es, wenn, wie es hieß, v. Hartmann auch der Kandidat der preußischen Regierung gewesen wäre, die den westfälischen Adeligen auf Anraten des — Grafen Oppersdorff gewünscht hätte. Möglich ist hier Alles; der Adel ist gewichtiger Faktor im preußischen Regimente, und kirchenpolitische Einsicht ist nie die Stärke der preußischen Regierung gewesen; man scheint die mit Clemens August v. Droste-Vischering, auch einem westfälischen Adeligen, gemachten Erfahrungen vergessen zu haben. Daß die Kurie bei der ganzen derzeitigen Situation von der Nachgiebigkeit der preußischen Regierung profitiert, sieht Jeder. Man ist am Regierungstische froh, möglichst unbehelligt zu bleiben, weil man sich in catholicis nicht recht auskennt. Das ist aber tatsächlich eine böse Schwäche, die nach und nach den Rest von Nationalität unter den Katholiken dem Staate entzieht. Man könnte doch — ohne Kulturkampf — ganz anders „Köln" unter die Arme greifen! Gewiß ist, wie der Reichskanzler bemerkte, der diplomatische Weg hier der gegebene; aber warum hat man mit diplomatischen Vorstellungen gewartet bis nach der Veröffentlichung der Enzyklika, deren Bevorstehen doch allgemein bekannt war?

Die Stimmen der Presse (zusammengestellt in Klarheit und Wahrheit Nr. 46 und 47) boten wenig Neues. Die „Berliner" Blätter, mit denen mehr oder minder die nicht-konfessionelle Tagespresse übereinstimmte, sahen in der Enzyklika ein Votum für „Berlin" und trafen damit jedenfalls den Sinn des Papsterlasses richtiger als die „Kölner" Blätter, die begreiflicher Weise zu retten suchten, was noch zu retten war. Jede öffentliche Kundgebung aber in dem einen wie dem anderen Sinne wurde durch die Exekutoren, die Bischöfe, beziehungsweise durch ihren Sprecher, Kardinal Kopp, untersagt. Eine von dem Verbande der katholischen Arbeitervereine, Sitz Berlin, auf den 18. November einberufene Versammlung, in der „über die Bedeutung dieser für Deutschland so hochwichtigen päpstlichen Entscheidung in der Arbeiterfrage" gesprochen werden, und die mit einer feierlichen Dankadresse an den Heiligen Vater schließen sollte, wurde durch „ausdrückliches Eingreifen der höchsten kirchlichen Instanzen der Diözese" inhibiert (KVZ Nr. 1000); umgekehrt erhielt der Leiter des Studentensekretariats des Volksvereins für das katholische Deutschland bei Betreten des Saales zu einem Vortrage über die soziale Frage ein Telegramm des Kardinal Kopp eingehändigt, das den Vortrag „untersagte". Das sollte nicht „ein Anzeichen dafür sein, daß Kardinal Kopp in seiner Diözese künftig der Tätigkeit des Volksvereins ganz allgemein Einhalt gebieten will" (FZ Nr. 318), sondern bekundete nur den bischöflichen Wunsch nach Ruhe hüben wie drüben.

*) Man lese nur die dem päpstlichen Willen jedenfalls sehr nahe kommende Auslegung der Enzyklika durch Romolo in Klarheit und Wahrheit Nr. 47.

**) Aehnlich, nur etwas zahmer, waren die knappen Ausführungen von Meyenberg in der Schweizerischen Kirchenzeitung Nr. 47 gehalten.

*) Der neue Herr hat inzwischen am 1. Dez. in Münster sich zur Gewerkschaftsfrage geäußert, im Sinne des Episkopates, wie er füglich nicht anders konnte, aber mit dem charakteristischen Zusatze: „Die Bischöfe und der Papst sind allein die Wächter des Glaubens und der Sitte und Niemand anders." (KVZ 2. Dez.)

Die christlichen Gewerkschaften bereiteten in aller Ruhe einen außerordentlichen Kongreß vor. Und sein Verlauf in Essen am 26. November zeigte eine glänzende Disziplin und ein vorzügliches taktisches Geschick.*) Daß die voraufgegangene innere Erregung groß war, begreift Jeder, und daß seitens der evangelischen Kongreßmitglieder auch Worte des Unmuts fielen, ist nur zu verständlich;**) die Geduld der Evangelischen in diesen Gewerkschaften ist auf die härteste Probe gestellt; aber es war richtig, nicht offen zu demonstrieren, vielmehr die Enzyklika den Katholiken als innere Angelegenheit zur Erledigung zu überlassen und sich mit dem Ergebnis zu begnügen: wir bleiben zusammen. Im anderen Falle, das hoben wir schon früher (Nr. 28) hervor, war es mit den Gewerkschaften aus. Ein Vertragsverhältnis mit Katholiken muß sich, wie die Dinge heute liegen, auf derartige Spannungen gefaßt machen. Den Höhepunkt des Kongresses bildete die meisterhafte Rede des (katholischen) Generalsekretärs Stegerwald, sie gipfelte in der bischöflichen Autorisierung des Kommentars der Kölnischen Volkszeitung zur Enzyklika. Bischof Schulte in Paderborn ist das in erster Linie zu verdanken. Er gab privatim Stegerwald seine Meinung zu erkennen, korrespondierte dann mit Kardinal Kopp, und dieser trat mit den übrigen Bischöfen in Verbindung. Vorstellungen der preußischen Regierung, deren Details uns leider vorbehalten blieben, haben laut Erklärung des Reichskanzlers und des Staatssekretärs Delbrück auch mitgespielt. Und die nun gegebene Interpretation der Enzyklika schafft allerdings Luft. Sie ändert das ganze Bild und hebt die Niederlage der „Kölner" wieder auf. Die kirchliche Obrigkeit will nicht beanspruchen, in die einzelnen Fälle der sozialen Frage irgendwie einzugreifen, sie wahrt sich nur generell Recht und Pflicht, zu derartigen Streitfragen, insoweit sie das Sittengesetz berühren, Stellung zu nehmen. Eine Aufteilung der Diözesen nach Richtung „Berlin" und Richtung „Köln" ist nicht beabsichtigt; die Beobachtungspflicht der Bischöfe bezieht sich nicht auf die wirtschaftliche Tätigkeit der christlichen Gewerkschaften, sondern darauf, ob den katholischen Arbeitern aus der Mitgliedschaft kein sittlich-religiöser Schaden erwächst; darum auch sind gewerkschaftliche Schwierigkeiten nicht von den Bischöfen dem Papste vorzutragen. Die generelle Duldung der Gewerkschaften empfängt keine Einschränkung „in Anbetracht der Ortsverhältnisse".

Den interessanten Vergleich zwischen dieser Auslegung und dem Tenor der Enzyklika selbst überlassen wir dem Leser.***) Genug, daß diese bischöfliche Kundgebung da ist. Es ist den deutschen Bischöfen dafür zu danken, sie haben die christliche interkonfessionelle Gewerkschaft gerettet. Hoffentlich wird nun aber auch an der maßgebenden Stelle das Telegramm an den Kaiser verstanden, mit dem der Kongreß eröffnet wurde. Man sollte es erwarten, wenn der Kongreß durch den Abgeordneten Schiffer erfuhr: „die Reichsregierung lege Wert darauf, daß in Essen bekannt werde, sie habe die Gewerkschaftsenzyklika vor ihrer Veröffentlichung nicht gekannt." (Eine Verpflichtung zur vorherigen Mitteilung an die Regierung liegt nicht vor.) Die Erklärungen von Reichskanzler und Staatssekretär (s. o.) boten den Kommentar dazu.

Der Kirchenhistoriker kann sich eines gewissen Lächelns über die Wunderlichkeit der Geschichte nicht erwehren. Klingt es nicht ganz mittelalterlich, diese politische Konstellation: Staat und deutscher Episkopat auf der einen, der Papst in Rom auf der anderen Seite? Jedenfalls lebt Pius X. ganz in den Idealen mittelalterlicher Herrlichkeit. Seine ebenso naive wie anspruchsvolle Ansprache vom 20. November an den „apostolischen Bund" d. h. eine internationale Vereinigung der Weltkleriker (KVZ Nr. 1021): „Der Papst ist der Wächter des Dogmas und der Moral; er ist der Hüter der Prinzipien, welche die Familien sittsam, die Nationen groß, die Seelen fromm machen, er ist Ratgeber der Fürsten und Völker" ꝛc. — würde im Munde eines Nikolaus I. oder Innocenz III. nicht befremden. Pius X. hat aus der Geschichte nicht zu lernen verstanden. So steht die Zukunft bei den beiden anderen Faktoren: Staat und Episkopat. Walther Köhler

*) Das genaue Protokoll ist erschienen im Christlichen Gewerkschaftsverlag, Köln, 30 Pfg.

**) Die Flugschrift „45 Thesen zur Gewerkschaftsenzyklika Singulari quadam von Ghibellinus und Germanicus (Herford i. W., Obstfelder u. Co. 23 S. 50 Pfg.) ist in dieser Hinsicht sehr lehrreich, zumal sie an der Praxis illustriert. Nicht unrichtig war auch auf dem Essener Kongresse die Klage des Deputierten Mayer über die liberale Presse; sie läßt nur zu leicht die großen Gesichtspunkte vermissen und stellt sich auf den Standpunkt des Schadenfrohen. Es steht viel mehr auf dem Spiel als die christliche Gewerkschaft!!

***) Tragikomisch wirkt der Dank des Papstes selbst an Kardinal Kopp, allerdings nicht für die Interpretation der Enzyklika, sondern für eine bischöfliche Ergebenheitsadresse vor Schluß der Fuldaer Konferenz (KVZ Nr. 1073). „Klarheit und Wahrheit" ist diese bischöfliche Aktion natürlich sehr peinlich; man sucht ihr — vergeblich — den amtlichen Charakter zu nehmen (Nr. 49).

Antwort auf den Offenen Brief des Herrn D. Harnack

Vgl. Nr. 43 und 45

Sehr verehrter Herr Professor!

Erlauben Sie, daß ich zu Ihrem Brief, für den ich Ihnen sehr aufrichtig dankbar bin, ein paar Bemerkungen mache. Nicht als meinte ich, Ihren so wohl erworbenen Einfluß auf unsre theologische Jugend damit durchbrechen zu können. Um so mehr liegt mir daran, deren Aufmerksamkeit bei Ihrer Schlußbemerkung festzuhalten, die mir nämlich den Sinn Ihrer vorherigen Ausführungen sehr bedeutsam zu modifizieren scheint:

> Es ist kein normaler Zustand, daß sich ein evangelischer Christ, der in sich den Beruf zum Theologen spürt, noch lange überlegen muß, ob er in seiner Landeskirche als Diener des Evangeliums seine Stelle finden kann. Eine kurze Prüfung mit bejahendem Ergebnis müßte die Regel sein.

Ja, das scheint allerdings auch mir der eigentliche Kernpunkt der Sache.

Ich frage mich nun: Woher dieser unnormale Zustand? Ausgeschlossen ist durch den Zusammenhang Ihres Briefs die an sich nächstliegende Deutung, daß er an unsrer derzeitigen Kirchenbehörde liege. Denn damit würde der von Ihnen geforderten dreifachen Prüfung eine Deutung gegeben, die Ihnen offenbar ganz fern liegt. Sie würde den Sinn erhalten, man solle prüfen, ob man geeignet sei, unter diesem nun einmal vorhandenen, wenn auch nicht normalen Kirchenregiment zu dienen. Diese Unnormalität unsres Kirchenregiments könnte entweder eine sittliche oder eine intellektuelle oder endlich eine politische sein. Im letzteren Fall würde die Gewissensprüfung des jungen Theologen auf politische Größen bezogen werden, was Sie nicht wollen können. Im Fall aber der sittlichen oder intellektuellen Unnormalität würden geradezu schlimme Minderwertigkeiten das letzte Wort erhalten. Das, was Ihnen selbst sittlich oder intellektuell unnormal erschiene, würde zur Norm erhoben. Das wollen Sie offenbar nicht sagen und würden es sogar mit mir als diejenige Wirkung der letzten Fälle ansehen, welche wir gerade mit aller Energie bekämpfen müssen.

Aber dann muß der unnormale Zustand in der derzeitigen Lage unsrer Kirche selbst begründet sein. Der junge Theologe, dem wir eine solche Prüfung zumuten, wie ich sie vorschlug und Sie sie anerkennen (nur daß Sie noch mehr fordern), wird offenbar von uns beiden als ein höchst gewissenhafter Mann vorausgesetzt. Sie setzen also den Fall als möglich, daß ein junger Theologe von solcher höchster Redlichkeit und voll des Dranges, das Höchste, das er sich erworben hat, wirksam zu verkündigen (die höchste Redlichkeit, die er seiner Kirche schuldig ist!) bei einer dogmengeschichtlichen Nachprüfung finden könnte, daß er in diese Kirche nicht hineinpasse. Ich meine nun, eine Kirche, die den Anspruch erhebt, die letzte Wahrheit zu verkündigen, müßte, wenn sie es gut mit sich und ehrlich mit dem Auftrag meint, der ihr geworden ist, alles aufbieten, um solche Menschen an sich zu ketten, und je schärfer kritisch sie ihr gegenüberstehen, desto mehr. Und zwar nach jenem Gewissensaufruf Gamaliels, dem die ersten Apostel die Möglichkeit ihrer Wirksamkeit verdankten — und wir vielleicht das Dasein unsrer Kirche —: „auf daß ihr nicht erfunden werdet, als die wider Gott streiten wollen" (Apostelgeschichte 5, 39). So kann ich mir auch jenen Theologen garnicht vorstellen, der unter den von uns gemachten Voraussetzungen zu dem Schluß kommt, er passe für diese Kirche nicht; denn sobald er vor meiner Phantasie lebendig wird, weiß ich auch, daß er nach jener Prüfung

sagen wird: so muß ich wohl nach meinen schwachen Kräften besonders nötig sein für diese Kirche, da ihr ja das noch fehlt, ohne das ich nicht leben und deshalb auch Andre nicht leben sehen möchte. (Es scheint mir unnötig, die schwierige Frage hier zu lösen, ob der Theologe in erster Linie Seelsorger oder Prophet sein solle. Schließlich ist das nicht eine Sache des Sollens oder Wollens, sondern des Schicksals, und so wenig wir künstlich Propheten werden züchten wollen, so wenig werden wir sie, wo sie erwachen, dämpfen dürfen.)

So könnte ich mir also von hier aus auch Ihre dreifache Selbstprüfung sehr wohl gefallen lassen, nur daß ich sie für überflüssig halten müßte: denn entweder er findet, daß er mit seinem redlichen Ideal im Strom der dogmengeschichtlichen Entwicklung drinsteht und deshalb brauchbar ist, oder er findet, daß er ihr kritisch gegenüber steht — und deshalb nötig ist.

Will aber die dogmengeschichtliche Prüfung mehr — und so erscheint es im Zusammenhang Ihres Briefes — will sie die Selbstausscheidung derer, welche der dogmengeschichtlichen Entwickelung (auch mit ihren heutigen Ausläufen) kritisch gegenüberstehen, so finde ich allerdings in einer so beschaffenen und intendierten Selbstprüfung eine Versuchung der Redlichkeit. Denn die verbietet, wie ich meine, dem Theologen, Menschenwort für Gotteswort zu nehmen oder zu geben. Man müßte denn für die Gottesoffenbarung in der Geschichte — zu der doch die kritischen Geister, wenn sie aus jener höchsten Redlichkeit zur Kritik geführt wurden, mitgehören und erst recht gehören — eine Gottesoffenbarung durch die Geschichtschreibung einsetzen. Dies kann natürlich Ihre Meinung nicht sein, obwohl ich gestehe, daß es mir in praxi darauf hinauszulaufen scheint. Die Versuchung also sehe ich darin, daß der Theologe der Gottesstimme, die ihm persönlich tönt (und eine andre gibt es letztlich nicht), entläuft, um dafür das Programm einer dogmengeschichtlichen Richtung zu studieren.

Ich kehre nun zu jener Ihrer Schlußbemerkung zurück. Sie finden, daß eine Lage, in welcher dergleichen schwere Selbstprüfung mit verneinendem Ausgang vorkomme, ja häufig vorkomme, nicht normal sei. Da die Deutung auf eine nicht normale Behörde, wie gezeigt, entfallen muß, so scheint mir als Grund des unnormalen Zustandes nur übrig zu bleiben, daß Sie unsre Zeit als eine für die bestehende Religion im besonderen Sinne kritische ansehen, — kritisch, sofern, wie Sie nach meinem Verständnis Ihres Briefes annehmen, religiöse Gedanken und Ideale aufwachen, welche zu der von unsern besten Historikern festgestellten Entwickelung unsrer Kirche kritisch stehen. Dies wäre in der Tat als eine geradezu brennende Krisis zu bezeichnen, wie ich sie denn als solche empfinde. In solcher Lage der Dinge nun sehe ich nur zwei Möglichkeiten: den Zerfall der Kirche in Sekten, oder daß die Kirche die Auseinandersetzung dieser Ideale in ihrem eigenen Schoße sich vollziehen lasse. Da Sie meines Wissens die erstere Möglichkeit weit abweisen, so scheint mir nur die zweite offen zu bleiben. Sie ist die, welche ich als das Ideal der Volkskirche mit gleichem religiösen Recht für Alle bezeichne. Was wollte ich mehr, als daß ich mich hierin mit Ihnen einig wüßte!

Ich bin in Verehrung Ihr Arthur Bonus

Hierzu schreibt uns D. Harnack:

Nur ein kurzes Wort zu diesen Ausführungen. Die wirklichen Zustände sind abgestufter und mannigfaltiger, als daß man ihnen mit einem einfachen Entweder—Oder zu Hilfe kommen könnte. In einem Zeitalter, in welchem mit einer lebendigeren Besinnung auf die Religion auch buddhistische, atheistische, pseudogermanische usw. Religionsempfindungen und -Denkweisen innerhalb der evangelischen Christenheit aufsteigen und sich warmer junger Herzen bemächtigen, ist es Pflicht zu erklären, daß das evangelische Pfarramt nicht der Boden ist, auf welchem die Auseinandersetzung mit diesen Empfindungen und Denkweisen erfolgen kann. Wenn mir Bonus diesen Satz zugibt, sind wir wesentlich einig; denn im übrigen bin ich mit ihm der Meinung, daß die Kirche die Auseinandersetzung verschiedener Ideale in ihrem eignen Schoße, und auch in ihrem Pfarramt, sich vollziehen lassen soll. Bemerken möchte ich nur noch, daß mir der Fall des jungen Theologen, der seine eigene Notwendigkeit im Interesse der Kirche so brennend empfindet, sehr spitz gestellt zu sein scheint. A Harnack

Der Herausgeber:

Den Leser dieser beiden Briefe möchte ich bitten, die früheren Voten sich noch einmal zu Gemüte zu führen, die in Nr. 43 und 45 gedruckt stehn. Wenn ich mir ein unmaßgebliches Schlußwort gestatten darf, so würde ich, wenn der Wille zur Religion, der Wille zum Pfarramt in einem Achtzehnjährigen echt und stark ist, unbedenklich und vorbehaltlos raten wie Bonus. Ein solcher Befund bei ernster Selbstprüfung muß in der evangelischen Kirche als voller Ruf zum Studium der Theologie empfunden und anerkannt werden. Niemand wird daran zweifeln, sobald er daran denkt, wie dürftig und kläglich die Beweggründe sein können, die Andere zur Wahl dieses Berufs veranlassen. Zum Glück ist aber der Fall, daß ein junger Mann aus gar keinem andern Grunde dies Studium ergreift, als aus bloßer Religion und Liebe zur Religion, gar nicht so selten. Sehr selten wird dagegen bei uns in Deutschland ein inneres Verhältnis zur „Kirche" als Motiv mitspielen. Man kann auch von dem Jüngling, der das Gymnasium verläßt, schlechterdings die Einsicht in das Wesen der kirchlichen Organisation noch nicht verlangen, die Harnack fordert. So denkt Harnack offenbar mehr an ein späteres Stadium der Entscheidung. Und auf dieses dehnt ebenso deutlich Bonus sein radikales „Eins ist not" aus. Hier aber gewinnt nun doch Harnacks Einrede ihr relatives Recht. Denn gerade wenn ich (mit Bonus) keine Spruchgerichte und dergleichen will, dann muß die Erwägung, ob ich nun gerade in diese geschichtlich gewordene Kirchengemeinschaft gehöre, mich neben der unvergleichlich wichtigeren, ob ich die Religion will, in meinem Gewissen beschäftigen. Die Kirche als irdische Organisation besteht tatsächlich unter sittlichen Bedingungen, die damit, daß ich Religion habe, noch nicht mit erfüllt sind. Es fragt sich dann allerdings, ob diese sittlichen Bedingungen nicht unsittliche sind? Das wäre möglich. Und dann gilt es eben den Kampf. Aus Religion wider die geschichtlich gewordenen Schäden der Organisation! Aber das sind dann eben doch Erkenntnisse, die sich erst in einem späteren Stadium aufzunötigen pflegen, und nicht schon während der Studentenzeit. Und das spricht wieder für Bonus, der ja den Studenten vor sich hat. Aber Harnack wird als akademischer Lehrer nur seine Pflicht tun, wenn er seine Hörer gerade durch ihr Studium für diese Krisis vorbereitet.

Daß die Entschließung für den Lebensberuf im allgemeinen früher stattfindet, als die Einsicht und Uebersicht dem großen Gegenstande gewachsen sein kann, bleibt ein Uebelstand, gegen den ich keine Abhilfe weiß. Dem innerlich, religiös beunruhigten Studenten soll man getrost mit Bonus antworten. Dem zu schnell beruhigten soll man mit Harnack den Sinn für seine Pflicht gegen die Gemeinschaft und ihre Geschichte schärfen. Dies anerkennend wird man sagen dürfen, wie wir (Guyot und ich) in unserm Abiturientenflugblatt (1907 Nr. 3) gesagt haben: „Die Kirche ist mehr, als ihre gegenwärtige sichtbare Gestalt und Erscheinungsform zeigt." „Die Frage, ob man Pfarrer werden will oder kann, gehört nicht an den Anfang, sondern an den Schluß des theologischen Studiums."

Und wenn einer am Schluß „finden sollte, daß er zum Pfarrer nicht taugt"? Es ist noch kein Theologe, der seine Wissenschaft ordentlich getrieben hat, verloren gegangen. R

Eine Frage an die Kirche zum Geburten-Rückgang

Vgl. Nr. 48

3. Weitere Ursachen: übersehene natürliche?

So weit wäre nun alles recht, d. h. die Sache, so ernst sie ist, für uns erledigt, wenn — die Kirchenbücher nicht wären und damit die historisch-statistische Forschung, die sich auf diese aufbaut, nicht auch noch ein Wort darein zu reden hätte.

Freilich nur, wenn man diese ehrlich zu Rate zieht, was bis jetzt erst in verschwindendem Maße geschehen ist. Sobald man es aber richtig tut und diese kirchlichen Register oder Pfarrmatrikel, von Anfang an, soweit als sie laufen (das bedeutet im allgemeinen durch drei Jahrhunderte und darüber) zu Hilfe nimmt, so wird man alsbald auf eine Tatsache stoßen, welche für unsere Frage von weitreichender Bedeutung ist: nämlich ein Gesetz der Periodizität der Geburten, durch welche dieses ganze Problem in ein neues Licht gerückt wird. Die Sache ist die, daß einem in jedem Jahrhundert drei große Auf- und Abwärtsschwankungen, wellenförmiger Art, entgegentreten, welche so ziemlich an dieselben Jahrzehnte gebunden offenbar mit dem Gesetz der Generationen zusammenhängen. Sie stellen eine Tatsache von so eminenter soziologischer wie allgemein biologischer Bedeutung dar, daß es einen freilich Wunder nehmen muß, daß diese nicht längst vor mir entdeckt worden ist. Ich, der ich darauf gekommen bin, würde auch nicht gewagt haben, diese Entdeckung der Welt zu verkündigen, wenn ich meiner Sache nicht absolut sicher wäre. Aber nachdem ich im Lauf der Jahre in abscheulich zeitraubender Arbeit rund 40 Pfarreien in verschiedenen Gegenden (in der Hauptsache dem Hällischen, d. h. dem Gebiet der ehemaligen Reichsstadt Hall, wo die Register von 1559 ab laufen, und meiner jetzigen Heilbronner Gegend) durch dreieinhalb Jahrhunderte, insgesamt etwa $^1/_2$ Million Einzelposten, durchgesehen und überall dasselbe gefunden habe, darf ich wohl den Anspruch erheben, auf diesem Gebiet einigermaßen als Sachverständiger zu gelten, bis ein Zweiter es nachgemacht haben und dabei zu anderen Resultaten gekommen sein wird.

Zumal meine Ergebnisse stimmen mit dem, was Andere neben mir bei ihren Teilarbeiten gefunden haben, nicht am wenigsten auch demjenigen, was seiner Zeit, vor anderthalb Jahrhunderten, an Zahlen-Material von Süßmilch, dem Pfadfinder der statistischen Wissenschaft, hinterlassen worden ist. Ich erinnere daran, daß dieser anerkannte „Vater der Statistik" von Hause aus ja auch nichts Anderes als eben ein Pfarrer gewesen ist, nämlich preußischer Feldprediger und später Propst von Cölln-Berlin, und daß er in seinem grundlegenden Werk über „Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts, aus der Geburt, dem Tode und der Fortpflanzung desselben erwiesen" bereits alle die Grundgesetze der Statistik festgestellt hat — abgesehen von diesem von mir konstatierten, auf das er vermutlich auch noch gekommen wäre, falls er noch ein Jahrhundert länger gelebt hätte. So aber war er mit seinem Zahlenmaterial, das immmer nur die Zeit von 1690 bis 1760, also höchstens ein zweidrittel Jahrhundert umfaßt, nicht im Stande, einer Sache auf die Spur zu kommen, die eben die Verfolgung durch Jahrhunderte hin erfordert. Die nachfolgende statistische Wissenschaft aber, der er auf die Beine geholfen hatte, ist ja aber in den Fehler so mancher eitlen Tochter verfallen, daß sie, herangewachsen und selbständig geworden, die Mutter — das sind in diesem Fall die Kirchenbücher — wegen der allerlei Mängel an Exaktheit ihres Anzugs verachtet und über die Achsel ansieht, ohne zu bedenken, daß dies doch nur zumeist ihr eigener Schaden sein könnte. So hat die statistische Wissenschaft, seit sie als solche anerkannt war, über dem Bestreben, fernerhin sich nur mehr auf genaue Volkszählungen zu stützen, bis zum heutigen Tag allzu knappe Zeiträume, kaum ein Jahrhundert oder wenig mehr, zur Verfügung gehabt. Sie war daher außer Stande, auch da, wo sie jene bedeutsamen Anschwellungen der Geburtenzahlen bemerkte, wie namentlich vor vier Jahrzehnten geschehen ist, dafür die wahre Ursache, nämlich jenes durch die Jahrhunderte gehende Gesetz, ausfindig zu machen. Man blieb bei den nächsten auffälligsten Einzelereignissen, den Kriegen von 1866 und 1870, stehen, während doch schon die vorhergehende Anschwellung, die in den vierziger Jahren, ihr hätte sagen können, daß dieser Faktor allein doch noch allzu wenig erkläre. Vollends wenn sie weiter rückwärts gegangen wäre, nicht nur bis zum Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, wo wieder durch die Veränderungen der Napoleonszeit allzuviel Konfusion in die großen Zahlen der Bevölkerungsergebnisse hineingebracht wird, sondern weiter hinauf ins 18., 17. und womöglich 16. Jahrhundert, hätte ihr über die wahren Ursachen kein Zweifel bleiben können. Wer gleich uns Pfarrei um Pfarrei in genügender Zahl vornimmt, sieht folgende Jahre als Höhepunkte der Aufwärtsbewegung der Geburten sich herausheben: (rückwärts gerechnet) **1875, 1841, 1808, 1775, 1745, 1710** (oder 11), **1679, 1645** (hier stören die Lücken des dreißigjährigen Kriegs), **1609** oder 1612 und endlich **1579**. Letztere beiden Zahlen, vor allem die aus dem sechzehnten Jahrhundert, schon deshalb von besonderer Bedeutung, weil sie über die Zeit des dreißigjährigen Kriegs hinaufführen, der sonst viel zu sehr den Ausschlag geben würde. Diese merkwürdige Regelmäßigkeit läßt natürlich kleinere Differenzen genug übrig. In einzelnen Gegenden und vollends Pfarreien, verschieben sich die Maxima um ein oder ein paar Jahre, so daß z. B. Anfangs des achtzehnten Jahrhunderts von den preußischen Provinzen die einen 1708, andere 1709 als einen Höhepunkt zeigen. Aber die Differenzen sind doch zu unbedeutend, um die Gesamterscheinung in Frage zu stellen.

Wie erklärt sich die auffallende Uebereinstimmung und Regelmäßigkeit? Mir ist da kein Zweifel, daß hier nichts Anderes in Frage kommt als das Wetter. Natürlich im Großen. D. h. daß die letzte Ursache in der Sonne wie auch in dem Verhältnis zu andern Zentralgestirnen zu suchen sein wird, Dinge, deren nähere Untersuchung den Sternguckern oder Meteorologen überlassen bleiben mag. Als das hauptsächlichste Medium aber all dieser geheimnisvollen Ursachen erscheint nichts anderes als das Brot, dessen Bedeutung für diese Dinge namentlich durch eine Einzel-Beobachtung ins Licht gestellt wird: die Rubrik der Totgeburten, die auffällig mit einzelnen Jahren verwachsen ist, und zwar solchen nassen Charakters, weil in diesen das Mutterkorn besonders gedeiht, das, wie auch der Name sagt, bekanntlich auf den mütterlichen Uterus treibend wirkt und so Früh- und damit Totgeburten zur Folge hat.

Ist man einmal so weit, so wird man unwillkürlich fragen, ob nicht auch das andere Hauptprodukt, der Wein, irgend welche eigenartige Wirkung auf die menschliche Produktion ausübe? Und tatsächlich ist auch dies der Fall, wie mir vor allem bei der näheren Untersuchung meiner jetzigen Gegend, der Heilbronner, sich herausgestellt hat. Nur daß dazu die bloße Zahl der Geburten überhaupt nicht ausreicht, sondern daß man diese Rubrik noch näher zerlegen muß in die Zahlen für Männlein und Weiblein. Bekanntlich hat da wieder schon Süßmilch herausgestellt, daß dies Verhältnis in merkwürdiger Regelmäßigkeit durch die ganze Kulturwelt hin = 21:20 oder 105 männliche auf 100 weibliche Geburten ist, so daß hierin deutlich der Wille der Vorsehung zu Tage tritt, daß jedes Weib seinen Mann finden soll, eine Gesellschaftsordnung aber, in der dies Verhältnis sich umkehrt, so wie es in unserm deutschen Vaterland der Fall ist (und zwar infolge des Militarismus, im Gegensatz zu Amerika) sich so deutlich als Gegensatz zur göttlichen Ordnung darstellt. Nur daß jenes Grundverhältnis, wie schon Süßmich bemerkt hat, seitdem aber durch ein gewaltiges Zahlenmaterial noch vielseitig bestätigt worden ist, zeit- und gegendenweise allerlei Modifikationen, sei es nach oben (so daß statt 105% männliche Geburten 106 oder 107, wo nicht noch ein paar mehr, herauskommen), aber auch nach unten (so daß die Zahl auf 103—102%, streckenweise aber auch bis auf 100 und darunter herabgeht) ob auch immer nur ausnahmsweise.

An Ursachen für letzteres aber, die Ausnahme im schlimmsten Sinne, hat schon Süßmilch vor allem zwei namhaft gemacht: einmal den Einfluß der Inzucht, den Mangel an Blutauffrischung infolge allzu naher Verwandtenheirat, worin z. B. auch die Erklärung zu suchen ist, daß mein Vaterland Württemberg auffallend niedrige Bubenziffern zeigt, niedrigere als die umgebenden unter sich weit weniger abgeschlossenen Länder Baden und Hessen, auch als das für sich weit größere Bayern, vollends als Preußen mit seiner gewaltigen Mischung der Provinzen. Sollten noch mehr Beispiele für diese Tatsache gewünscht werden, dann will ich mit einer Unmenge von Belegen allein aus meinem Material aufwarten. — Der zweite Faktor, der das mitgeteilte Normalverhältnis ungünstig beeinflußt, wird von Süßmilch in den „Debauchen", d. h. der allzu üppigen Lebensweise, gefunden,

wobei er von dem ihm bekannten Material, das sich auf größere Städte bezog, vor allem auf zwei zu seiner Zeit als Stätten reichlichen Lebensgenusses bekannte Plätze, in denen so auch das Verhältnis von männlich-weiblich auf rund 102 herabsank, verwies: Leipzig und Wien. Damit stimmen nun merkwürdig eben die Zahlen, welche für die bedeutendsten Weinorte meiner Gegend, Heilbronn und Flein, von älterer Zeit her sich ergeben. Es stimmt aber auch mit der sonst von mir wie Anderen gemachten Beobachtung, wie in Weingegenden (man denke an Italien!) ungleich mehr die weibliche Potenz, in Korngegenden dagegen die männliche imponiert. Und es stimmt endlich schon mit der Bibel, nämlich einer Stelle, die sonst wenig beachtet wird, auf die aber durch diese Beobachtung ein eigenes Licht fällt, nämlich Sach. 9, 17, wo es (in der Beschreibung der messianischen Heilszeit) heißt: „Denn was haben sie Gutes vor Andern, und was haben sie Schönes vor Andern? Korn, das Jünglinge, und Most (= Wein), der Jungfrauen zeuget (= gedeihen macht)." Wohl ist mir, als ich einmal in einem Vortrag in Darmstadt auf diese Stelle aufmerksam machte, von anwesenden Theologen entgegengehalten worden, daß dies ja eben der Parallelismus membrorum und also gleich bedeutend sei. Aber daß wir hier den poetischen Parallelismus vor uns haben, habe ich natürlich auch schon vorher gewußt. Nur meine ich, daß die Propheten, wie dies bei allen ächten und großen Poeten der Fall ist, auch bei ihrer poetischen Form etwas wirklich Bedeutsames gedacht und so mit Vorliebe die bekannten Erfahrungen des Lebens verwandt haben, um ihre Reden eindringlicher zu gestalten; und daß wir ihnen nicht so wenig, sondern so viel Denken und Wissen als möglich zutrauen dürfen.

Eine Warnung muß man bei diesem Kapitel immer wieder aussprechen: nämlich daß man sich hüte, diesen Kanon nun auf alle möglichen Einzelerfahrungen auszudehnen, etwa im Kreis der eigenen Bekannten, was ebenso zu einer Fülle von Ungerechtigkeiten führen wird, als von Hause aus ein Trugschluß ist: schon weil die Statistik ja eben das Gesetz der großen Zahl ist, in der die einzelnen Unregelmäßigkeiten und kleinen Ursachen verschwinden und immer nur eben die allgemeinen Gesetze zu Tage treten, die aber eben darum um so bedeutsamer sind.

5. Folgerungen

Was folgt nun hieraus? Etwa daß die ganze Erklärung des Geburten-Rückgangs durch Ursachen sittlich-bedenklicher Art nichts sei und es sich bei all dem immer nur um rein natürliche Schwankungen, beruhend auf jenem Periodizitätsgesetz, handle? Nein, das nicht, und zwar schon deshalb nicht, weil auch nach meinen Beobachtungen das Ergebnis der letzten Jahrzehnte ein vielfach überraschendes ist. Namentlich insofern, als die nach der durchaus regelrecht eingekehrten Depression der achtziger Jahre zu erwartende Höhenwelle in den neunziger Jahren gegen den Jahrhundertschluß nicht oder doch nur in sehr vermindertem Grade eingetreten ist. Wenn dann auch der jähe Absturz nach 1908 für den, der schon nach 1808 und wieder, wie namentlich aus dem Süßmilchschen Material zu Tage tritt, 1708 einem solchen begegnet ist, nichts Verwunderliches mehr hat. Immer bleibt doch, wenn auch die von uns konstatierte Periodizität selbst in der neuesten Zeit sich nicht gänzlich verleugnet, noch genug übrig, was auf die Rechnung der in Kapitel 2 aufgezählten Faktoren zu setzen ist. Namentlich ist auch nach meinen Beobachtungen die Wirkung der in den letzten Jahrzehnten vor sich gegangenen Verstadtlichung unsres Vaterlandes nicht hoch genug einzuschätzen. Angesichts dieser bin ich, schon als ich vor bald zwei Jahrzehnten auf meine Entdeckung kam, durchaus darauf gefaßt gewesen, daß es mit der Fortsetzung meiner durch drei Jahrhunderte festgehaltenen Wellenlinien hapern werde, schon weil eben der von mir vermutete Grundfaktor dieser Schwankungen, das Wetter oder die Sonne, unmittelbar durch Geburt und Ehe sich nur mehr bei einer vorwiegend landwirtschaftlichen Bevölkerung geltend machen wird, bei einer städtischen oder industriell gefärbten, die von der jeweiligen Konjunktur abhängiger ist, mehr nur indirekt, hintendrein und unregelmäßig, herauskommen wird. Darum wäre auch mit einer weiteren Untersuchung der Gegenwart nicht allzu viel erreicht, sie würde einen wesentlichen Gewinn nur abwerfen bei sorgfältiger Unterscheidung zwischen landwirtschaftlichen und städtischen, industriellen und gemischten Gemeinden oder Gegenden. Um so mehr aber ist bei der Untersuchung der Vergangenheit zu finden, die nur eben ohne Kirchenbücher nicht gemacht werden kann.

Und also Schluß: daß das Nächste, was in dieser Frage wissenschaftlich gemacht werden müßte, nichts Andres wäre als eben die gründliche Ausbeutung und Verwertung der Kirchenbücherzahlen nach einem einheitlichen Schema, für welches das Muster schon in den „Deutschen Geschichtsblättern" Oktober 1909 gefunden werden kann. Wer aber soll das tun?

Wer anders als der Pfarrer? Womit ich nun nicht alle einzelnen Pfarrer aufgerufen haben will, sondern eher davor warnen möchte, daß nun jeder einzelne aus seiner Pfarrei die Probe auf das Exempel zu machen sucht. Schon aus dem vorhin angegebenen Grund: weil die Statistik eben das Gesetz der großen Zahl ist, das sich bei Untersuchung allzu kleiner Kreise eher verbirgt als offenbart. Darum bedarf es in jedem Falle einer ordentlichen Organisation durch Zusammenwirken der Wissenschaft, zumal der historischen und statistischen, mit der Kirche und deren amtlichen Spitzen, in deren Hand es liegt, daß nicht diese Schätze von einzelnen Pfarrern, wie es deren auch gibt, mit Absicht denen, die solche Arbeiten ausführen wollen, vorenthalten werden. Als denjenigen wissenschaftlichen Kreis aber, dem eine solche Monumental-Arbeit, die Ausbeutung der deutschen Kirchenbücher nach ihrem historisch-statistischen Material, am besten anstände, wüßte ich außer den mir nahestehenden historischen Vereinen, deren Mittel aber meist zu beschränkt sind, keinen geeigneteren als die neue Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, die ja auch, so viel ich höre, eine Abteilung für Soziologie und Biologie hat, jene Wissenschaften, die neben der historischen überhaupt von einer solchen Untersuchung am meisten Gewinn hätten, und deren Präsident niemand anders als Harnack ist. Ist doch sicher, daß, wenn es gelänge, eine solche allgemeine Untersuchung in die Wege zu leiten, welche für ein Vierteljahrhundert einer Reihe tüchtiger Kräfte, nicht am wenigsten unter den Pfarrern, Arbeit gäbe, selbst für den Fall, daß jenes von mir beobachtete Periodizitätsgesetz sich nicht allgemein bestätigen würde, eine Fülle wertvoller Resultate für die Wissenschaft zu erwarten wären, worüber man in jenem Aufsatz in der „Dorfkirche" das Nähere nachlesen möge. Nur daß es sich da nicht um akademische Wissenschaft allein handeln würde, sondern jene Wissenschaft, die wir Pfarrer vor allen andern brauchen, die Wissenschaft vom lebendigen Menschenleben und seinen natürlich-sittlichen Quellen und Beziehungen. Und vielleicht, daß Manchem, der davon etwas geschmeckt hätte, darüber die Augen aufgingen für so vieles, was uns noch zu tun bleibt für die sittliche Erziehung unsres Volkes, die mit der Arbeit für die Erhaltung seiner natürlichen Gesundheit im weitesten Sinn zusammenfällt. Insofern gibt es für uns heute kaum ein wichtigeres Problem, als dasjenige, das in der Tatsache und in der Frage des Geburten-Rückgangs enthalten ist.

Julius Gmelin

Soziale Literatur

Fortsetzung und Schluß der Besprechung in Nummer 47

Professor Broda in Paris, der rührige und umsichtige Leiter des Instituts für internationalen Austausch fortschrittlicher Erfahrungen, hat ein umfangreiches und verdienstvolles Buch herausgegeben über die Frage: In wie weit ist eine gesetzliche Festlegung der Lohn- und Arbeiter-Bedingungen möglich? Es werden hier nach einem kurzen Rückblick auf die Vergangenheit vor allen Dingen die Probleme der Heimarbeit ausführlich behandelt und dann die Wirkung der Lohnämter in Victoria und England und die Ergebnisse der fakultativen Schiedsgerichte in Kanada und Neuseeland ausführlich dargestellt. Die Ansätze zu gewerblichen Schiedsgerichten in England, Dänemark und Frankreich bilden den Schluß der gründlichen und sorgfältigen Darstellung. Professor Broda sucht am Ende die Frage zu beantworten, ob sich die Erfahrungen Neuseelands, Australiens, Kanadas und Englands verallgemeinern lassen. Er meint, das Beispiel Victorias lasse eine bejahende Antwort zu, und betont, daß der Gedanke von Schiedsgerichten in Betrieben öffentlichen Interesses auch für das Festland von Europa reif geworden sei. Er verfolgt die außerordentlich rasche Entwickelung des Gedankens vom

Tarifvertrag und erhebt die verantwortliche Frage: Warum haben sich die europäischen Großmächte mit ihren alten Industrien, ihrer hochausgebildeten Jurisprudenz, ihren einflußreichen Schichten der Angehörigen freier Berufe, lauter Momenten, die die Durchsetzung des Schiedsgerichtsprinzips begünstigen sollten, die jungen Industrieländer jenseits der Meere hierin zuvorkommen lassen? Das kann nicht an der leichteren Durchführung in diesen Ländern liegen; denn in England haben sich die Lohnämter rascher durchgesetzt als in Victoria. Noch weniger kann es darin seinen Grund haben, daß in Europa das Bedürfnis geringer wäre; denn die Lage der Heimarbeiter in London, Paris und Berlin ist unvergleichlich schlimmer, als die in Victoria. Dazu kommt, daß ein Verkehrsstreik in den alten Industrieländern viel umfangreicheren Schaden anrichtet als in den neuen. Deshalb würde sich vom Standpunkt der Vernunft aus die Einführung von Lohnämtern und Schiedsgerichten in Europa viel wärmer vertreten lassen als in Australien und Neuseeland. Der Unterschied liegt also darin, daß die sozialen Schichten, welche in dieser Frage das bestimmte Interesse vertreten, in Europa geringeren Einfluß besitzen, nämlich die Arbeiter-Parteien und die Frauen, welche gerade in Australien und Neuseeland beide wesentlich mit zur Besserung der sozialen Verhältnisse beigetragen haben. Im Gegensatz zu den Absichten der Syndikalisten wird die soziale Fruchtbarkeit dieser Idee der Einführung von Minimallöhnen von Professor Broda unwidersprechlich nachgewiesen. Was das Buch aber vor allen Dingen wertvoll macht, ist eine mühsame Sammlung gesetzgeberischen Materials aus Frankreich, England, Deutschland, Oesterreich, Australien, Kanada und Neuseeland. Das Buch wird deshalb in Staatskanzleien und Parlamenten nicht fehlen dürfen. (Erschienen Berlin 1912, Verlag von Georg Reimer. 286 S. 4 Mk.) Wir möchten nicht versäumen, bei dieser Gelegenheit ausdrücklich auf das Institut für internationalen Austausch fortschrittlicher Erfahrungen hinzuweisen, das außerordentlich segensreich wirkt und sowohl durch die vorzügliche Zeitschrift „Dokumente des Fortschritts" wie durch persönlichen Austausch von Erfahrungen unseres Wissens einzigartige Arbeit im sozialen wissenschaftlichen Leben der heutigen Völker leistet. Wer Lust hat, mitzutun, der wende sich an den General-Sekretär des Institutes in Paris, 59 Rue Claude Bernard.

Dr. Broda hat auch zusammen mit Dr. Deutsch-Wien eine interessante Studie über Das moderne Proletariat herausgegeben. (Georg Reimer 1910. 226 S. 5 Mk.) Die Broschüre ist objektiv gut geschrieben und verrät eine warme Sympathie mit der gesamten strebenden Arbeiterschicht. Eine reiche Skizzensammlung am Schluß läßt einen Blick in die Arbeiterseele selbst tun, der Viele beschämt. Wir freuen uns dieses Buchs, das vielleicht weniger geistvoll als das Sombarts geschrieben ist, aber sichrere Maßstäbe an die Hand gibt.

Im Verlag von Teubner, Leipzig, ist unter den dortigen Handbüchern für Handel und Gewerbe ein Buch von Dr. Otto von Zwiedineck-Südenhorst erschienen: Sozialpolitik. (1911. 350 S. 9,20, gebunden 10 Mk.) Das Buch ist sehr wertvoll durch die straffe Zusammenfassung des umfangreichen Stoffs und durch vorzügliche knappe Literatur-Angaben. Der Verfasser bestimmt in seiner Einleitung seine Absicht dahin, daß er weder eine nackte Darstellung alles dessen, was als Sozialpolitik in die Erscheinung tritt, geben noch eine Auseinandersetzung über das, was in sozialen Dingen geschehen soll, anstellen wollte; vielmehr sucht er die sozialpolitischen Forderungen als ein Ergebnis des geschichtlichen Verlaufs der volkswirtschaftlichen Entwickelung zu begreifen, ohne selbstverständlich auf Antrieb und Normen zu verzichten. Dem Verfasser ist diese Absicht gelungen. Er hat aus der Fülle des angewachsenen Stoffs mit sicherer Hand die treibenden Kräfte und notwendigen Entwickelungslinien herausgeschält. Wir denken dabei z. B. an den Abschnitt über soziale Lohnpolitik sowie den über soziale Versicherung. Das Werk ist vorzüglich geeignet, einen Ueberblick über die Stationen zu geben, an welchen die gegenwärtige Sozialpolitik steht, und von da aus Antriebe zu weiterem Fortschreiten zu bedingen. Das Buch ist selbstverständlich in voller Wissenschaftlichkeit abgefaßt, hält aber den Zusammenhang mit dem praktischen Leben überall aufrecht, weil es ja gerade in die Gestaltung des sozialen Lebens richtunggebend eingreifen soll. Gerade als Handbuch wird es seinen Zweck erfüllen, ohne dem klassischen Buch von Herkner „Einführung in die Arbeiterfrage" Konkurrenz zu machen.

Ein treffliches Jahrbuch für sozialen Fortschritt in freiheitliche Weltanschauung gibt Dr. Hasse heraus. Uns liegt der erste Jahrgang vor, der die Jahre 1910/11 umfaßt. (Verlag Felix Dietrich, Gautzsch bei Leipzig. 78 S. 2 Mk.) Das Institut für internationalen Austausch fortschrittlicher Erfahrungen hat hier mitgearbeitet. Wir finden in dem vorliegenden Sammelbuch einen fast lückenlosen Ueberblick über sämtliche Organisationen, Vereine und Bestrebungen auf dem Gebiete der Sozialreform im weitesten Sinn des Worts bis zur Hygiene und Weltanschauung. Das Buch ist für jeden Sozialpolitiker und Sozialethiker unentbehrlich zur Orientierung.

Heinrich Jäger richtet einen Appell an das denkende Deutschland, indem er in seiner Broschüre Ideales Wahlrecht (erschienen in Bonn, Verlag Georgi 1900. 66 S. 80 Pfg.) eintritt für ein Staatsbürgerrecht im engen Anschluß an das Gemeindebürgerrecht und im Kampf gegen die Demokratie für Abstufung des Wahlrechts nach Bürgern, Vollbürgern und Ehrenbürgern. Die Schrift polemisiert gegen Naumann. Trotz unseres grundsätzlich verschiedenen Standpunktes freuen wir uns über die kernigen Worte gegen das „Kleinpünktchentum", diese Krankheit des pedantischen Deutschen.

Von Graf Posadowsky liegt eine Broschüre vor: Die Wohnungsfrage als Kulturproblem. (München, Verlag von E. Reinhardt. 32 S. 50 Pfg.) Es ist der Vortrag, der in einer öffentlichen Versammlung des bayrischen Landesverbands für Wohnungsförderung gehalten worden ist, und der die bekannten Vorzüge der Posadowskyschen Redeweise bezeugt: Sachgemäßheit und Klarheit. Besonders die Fragen der Verschuldungsgrenze und des Erbbaurechts werden behandelt. Gleichzeitig erschien von Dr. polit. Wagner-Roemmich eine Monographie: Wohnungsfrage und Antikapitalismus (Berlin 1910, Verlag O. Häring. 97 S. 2 Mk.). Mir ging ein Sonderdruck der allgemeinen theoretischen Grundlegung zu. Dem Verfasser ist es um theoretische Untersuchung auch der ökonomischen Begriffswelt zu tun. So sucht er in Fortbildung der bisherigen Forschung ein sozialgeschichtliches Schema in folgenden drei Stufen: 1. isolierte Gebrauchszweckwirtschaft, 2. Vertrags- und Erwerbszweckwirtschaft, 3. Verkehrs- und Gebrauchszweckwirtschaft. Ebenso untersucht der Verfasser das Wesen von Kapitalrente und Kapitalzins, Bodenwert und Bodenzins, um die Wohnungsfrage rein theoretisch aus den großen volkswirtschaftlichen Zusammenhängen aus zu erfassen.

Außerordentlich weittragend ist ein Vortrag über die Reform des Arbeitsrechtes von Stadtrat Dr. Flesch in Frankfurt a. M. Er hat die Verhandlungen des Mannheimer Parteitags der Fortschrittlichen Volkspartei mit bestimmt. Dieser Vortrag wurde gehalten auf dem 17. Verbandstag der deutschen Gewerkvereine zu Berlin. Er geht von der richtigen Voraussetzung aus, daß der heutige Arbeitsvertrag wesentlich ein Ergebnis der gegenseitigen Machtverhältnisse ist, aber die rechtliche Ordnung des Arbeitsverhältnisses noch fehlt. Flesch fordert darum die Forderung der Umwandlung des Arbeitsverhältnisses aus dem Gewaltsverhältnis in ein Rechtsverhältnis. Die Ausführungen sind derart, daß sie in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses rücken werden. Freilich wird eine Umgestaltung des Rechts eben die Tatsache zum Ausdruck bringen, daß das Machtverhältnis der Arbeiter ein so starkes geworden ist, das es nun im Recht gewissermaßen kodifiziert werden kann. Um diese Tatsache herbeizuführen, gibt es verschiedene Wege. Aber wir empfehlen das Studium dieses Vortrages aufs lebhafteste. (Zweite Auflage mit Potthoff unter dem Titel: Privatangestellte und Arbeitsrecht. Berlin, Industriebeamtenverlag 1912. 71 S. 1 Mk.)

Aus der Sammlung „Kultur und Fortschritt, neue Folge der Sammlung sozialer Fortschritt", liegt uns ein Heft über die vier letzten Privatnotenbanken von Dr. Fritz Schumann vor. (Gautzsch bei Leipzig 1910, Verlag Felix Diedrich. Einzelheft 25 Pfg., 10 Hefte 1,50 Mk.) Zugleich ein Beitrag zur Geschichte des Bankwesens. Otto von Harling fordert eine Wehrsteuer für Deutschland im Anschluß an das Schweizer Vorbild und auf Grund Bismarckscher Grundgedanken. (Berlin 1910, Verlag des Vaterländischen Schriftenverlags, 50 Pfg., 10 Stück je 30 Pfg.)

In den guten Vorträgen der Gehestiftung zu Dresden, Band 3, (Leipzig, Verlag Teubner. 1,40 Mk.) veröffentlicht Ludwig Pohle seinen Vortrag vom 8. Oktober 1910: Der Unternehmerstand. Der Verfasser will vor allem die volkswirtschaftlichen Kräfte des Unternehmerstandes als unentbehrlich für das gesunde Gedeihen eines Volks nachweisen und den Strömungen entgegenarbeiten, „die den Unternehmer zum Prügelknaben der modernen Wirtschaftspolitik machen möchten". Er faßt seine Anschauungen über die gegenwärtige Lage dahin zusammen: Die Stellung des Unternehmers ist durch die Arbeiterbewegung in vieler Hinsicht schwieriger geworden; neue Aufgaben und neue Verantwortungen sind ihm dadurch erwachsen. Der organisierte Unternehmerstand vermag aber gegen den organisierten Arbeiterstand sehr wohl das ökonomische Gleichgewicht zu behaupten. Der zweite Band enthielt Vorträge von Richard Schmidt über: Prozeß und die staatsbürgerlichen Rechte (40 S. 1 Mk.), von R. van der Borght: Beruf, gesellschaftliche Gliederung und Betrieb im Deutschen Reich (138 S. 2,80 Mk.), von Fritz von Volker: Die Reform der Gesetzgebung in Strafrecht und Strafprozeß (80 S. 1 Mk.). Uns interessierte besonders der volkswirtschaftlich interessante Ueberblick, den das zweite Heft bietet, ein Muster sorgfältiger statistischer Arbeit und straffer Arbeit. Wer sich über die Wandlungen im Wirtschaftsleben orientieren will, wird gerne zu dieser Darstellung greifen.

Dr. jur. Karl Haff, Privatdozent an der Universität in Würzburg schreibt im Verlag Deichert, Leipzig 1910 (60 Pfg.) über Die Bauernbefreiung und der Stand des Bodenzinsrechtes in Bayern, unter besonderer Berücksichtigung des Gesetzes über die Grundentlastung vom 16. August 1908, welches eine Endstation auf dem Weg der Bauernbefreiung bedeutet. Im Jahre 1940 werden nämlich die auch jetzt noch sehr bedeutenden Bodenzinsleistungen zur Staatskasse und zur Ablösungskasse zum letzten Mal entrichtet. Der Verfasser beschreibt die Bauernbefreiung vor dem Jahre 48, das Ablösungsgesetz vom 8. Juni 1848, die fernere Ablösung der Kirchtrachten und die Novellen von 1872, 98 und 1908.

Der Katholische Volkvereins-Verlag, München-Gladbach veröffentlicht 1911 von Josef Jos, dem Redakteur der westdeutschen Arbeiterzeitung, eine Broschüre: Krisis in der Sozialdemokratie (126 S. 1 Mk.) mit dem Motto von Konrad Hausmann: „Die Sozialdemokratie, die andern Parteien ihre Widersprüche aufzudecken liebt, leidet selbst an tiefen Widersprüchen und richtet durch sie innerlich und außerhalb der Mauern ihrer Partei einen politischen Schaden an, der proportionell der Größe der Partei entspricht." Die Schrift geht selbstverständlich davon aus, daß weder die Radikalen noch die Revisionisten der Arbeiterschaft und dem Volke helfen können; die Revisionisten kommen dabei beinahe schlechter weg als die Radikalen; nur mit der Ethik (katholischem Christentum) kann geholfen werden. G. Traub

Verschiedenes

Erinnerungen an Paul Drews, den Mitbegründer unsrer Zeitung, brachte das Pfarrhaus Nr. 11 von Friedrich Loofs. Auch wir werden nicht unterlassen, zu unsern Lesern noch einmal von ihm zu reden. Heute nur ein zwiefacher Beitrag zur Geschichte der Schätzung dieses Theologieprofessors.

1. Aus der Furche, dem Organ der Deutschen Christlichen Studentenvereinigung (DCSV), der Nachruf eines Hallischen Studenten:

Prof. D. Drews †

Am 31. Juli [1. August] wurde der Professor der praktischen Theologie in Halle, D. Paul Drews von langem, schmerzensreichem Lager durch den Tod erlöst. Wenn an dieser Stelle seiner gedacht werden soll, so geschieht es nicht, um eine Geschichte seines Lebens oder ein Bild seiner wissenschaftlichen Bedeutung zu geben — dazu wären Andere berufener —, sondern um der Dankespflicht zu genügen, die wir Hallenser Studenten unserem geliebten Lehrer gegenüber haben. Wenn er auch bei den Veranstaltungen der DCSV nur wenig persönlich zugegen war, so hat er doch in den letzten beiden Jahren, in denen ich ihm persönlich etwas nähertreten durfte, in Gesprächen mehrfach sein Interesse für die DCSV bekundet und manche Anerkennung ausgesprochen. Und nur ungern sandte er auf unsere Einladungen Absagen, weil ihn sein Befinden dazu zwang. Er wäre gern zu „seinen lieben Studenten gegangen“. Das hat ihm Jeder abgefühlt, daß er ein Herz hatte für seine Studenten. Daher war sein Kolleg auch immer gut besucht. Der warmherzige, persönliche Ton gewann ihm die Liebe seiner Zuhörer ab. Und noch mehr! Dieselbe warmherzige Art war es, die gegenüber den Nöten unserer Zeit die große Bedeutung des Dienstes im Pfarrerberuf so beredt zu schildern wußte. Wohl wurde da nichts verschleiert. Mit der erbarmungslosen Nüchternheit des Statistikers zeichnete er ein Bild von der religiösen und kirchlichen Verfassung unseres Volkes. Das sah gewiß manchmal nicht rosig aus. Aber wunderbar, Keiner ging aus dem Kolleg deprimiert nach Hause. Im Gegenteil! Wer noch keine Liebe zu seinem künftigen Beruf hatte, der wurde hier ordentlich angesteckt und für die Arbeit begeistert. Das Geheimnis dieser Anziehungskraft und Begeisterungsfähigkeit seiner Rede lag nicht zum geringsten in der schlichten, warmen Frömmigkeit, die daraus sprach. Ich weiß gar manchen, treuen DCSVer, der bei seinem Ringen in seinem Glaubensleben dem Verstorbenen viel, ja sehr viel, verdankt. Es ist bezeichnend, daß, als ich am Donnerstag nach seinem Tode auf unsere Bibelstunde kam, gleich ein DCSVer mit der Bitte an mich herantrat, in der „Furche“ ein Wort des Dankes auszusprechen. Mir sind auch gerade die stillen Abendstunden besonders lebendig im Gedächtnis, wenn der Verewigte nach manchmal hitziger Debatte unter den etwa zwanzig versammelten Studenten innehielt zur Abendandacht und dann am Schluß in seiner demütig-schlichten Weise den Segen sprach: Der Herr behüte uns und segne uns! Und wer von dem fröhlichen Sterben des Heimgegangenen gehört hat, der schon drei Tage zuvor genau wußte, daß der Tod vor der Tür stand, der weiß, worin dieses seinen Grund hat, allein in dem demütigen sich Beugen unter die Hand Gottes, wie es auch in der Wahl von Eph. 3, 14—21 zum Ausdruck kommt, das er vor seinem Tode als Text für die von ihm angeordnete schlichte Hausandacht an seinem Sarg bestimmt hat. Die Hallenser Studentenschaft und unsere DCSVer haben viel verloren. Das bekennen wir dankbaren Herzens.

2. Mit diesen Worten eines Studenten der Theologie namens einer Vereinigung — ich darf wohl sagen — von anerkannter Gläubigkeit, vergleiche man aus unsern „positiven“ Kirchenzeitungen folgende Sätze. Sie ließen sich stark vermehren, aber es ist uns genug an dem, was uns bei raschem Nachschlagen in die Augen fiel.

Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung (als Drews nach Halle berufen war): „Auch Drews wird seine Parteipflicht kennen, wenn einmal der dogmatische Lehrstuhl frei werden wird.“

Positive Union (desgl.): „Wir vermissen bei Berufung der beiden Dozenten seitens der Unterrichtsverwaltung die hinreichende Rücksichtnahme auf die vorhandenen praktischen Bedürfnisse der Landeskirche.“

Die Reformation 1908 Nr. 1 (unmittelbar vor Drews' Berufung nach Halle oder Berlin, Antwort auf die Frage: Ja wer soll denn berufen werden?): „Oder vielleicht Drews aus Gießen, für den seine Freunde gleich zwei Lehrstühle zur Auswahl freihalten wollten ...? Zweifellos hat er Verdienste um Harnack. Und Dankbarkeit ist eine ebenso menschliche als christliche Tugend. War es doch Drews, der in der Christlichen Welt [1900 Nr. 46] über Harnacks »Wesen des Christentums« schrieb: »Wenn unsere Kirche wäre, wie sie sein sollte, so müßte sie ein einziges großes Dankwort an Harnack auf den Lippen haben.« Der kirchliche Liberalismus wird gute Tage haben, wenn die jungen Theologen in diesem Sinne praktische Theologie lernen. Daß Drews das Gebiet der Kirchenkunde zuerst theoretisch in die Praktische Theologie eingeordnet hat ... wollen wir ihm gern als Verdienst zurechnen. Aber dies Verdienst liegt doch sehr an der Peripherie seiner Disziplin. Wie wenig kommt das in Betracht gegenüber der Frage, ob der Geist des unerbittlich herrschenden Liberalismus von Jena über Gießen nach Berlin verpflanzt werden soll!“

Drews — und unerbittlich herrschender Liberalismus, Parteipflicht usw. Wie wenig stimmte das zusammen! Aber nun ist er schon 5 Monate tot, und kein sühnendes Wort an derselben Stelle. R

Jatho und Heyn. Ein aufmerksamer Leser beschuldigt zu Nr. 49 Sp. 1172 den Verfasser „grober Fahrlässigkeit“, weil er behauptet, nie habe ein Glaubensgericht freigesprochen. Er weist auf die Entscheidung des Spruchkollegiums im Fall Heyn hin, das hätte auch ich nicht übersehen dürfen. Nun ist der Verfasser an dem Desiderium ganz unschuldig. Er hat, es voraussehend, jener Stelle seines Artikels eine Anmerkung beigefügt. Die habe ich gestrichen, weil in diesem Falle ein eigentliches Glaubensgericht nicht in Frage kam. Es handelte sich darum, ob die Wahl Heyns an die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche bestätigt werden dürfe; wäre die Bestätigung versagt worden, so wäre Heyn Pfarrer in Greifswald geblieben. Solche Entscheidungen über eingelaufne Wahlproteste hat es schon bisher häufig gegeben, und sie sind so oder so entschieden worden. Für die These von Dörries kam der Fall nicht in Betracht, und fahrlässig war er nicht, denn er hat die Einrede erwartet. Die These selber ist interessant genug, und wenn unsre Kirchenhistoriker Gegenfälle wissen, so bitten wir darum. Es kommt natürlich ganz auf den Begriff „Glaubensgericht“ an. Apostelgeschichte 15? R

Der religiöse Wert der Reformation. Ein Vortrag, gehalten zu Marburg am 1. November 1912 von Prof. D. Adolf Jülicher. Marburg, N. G. Elwert 1913. 23 S. 50 Pfg.

Inneres Erstarken. Predigt über Epheser 3, 14—17 im ersten akademischen Gottesdienst des W. S. 1912/13 von Prof. D. Eduard Simons. Ebenda 1912. 10 S. 25 Pfg.

Die Marburger Fakultät ist in diesem Jahr wieder durch gute und böse Gerüchte hindurchgegangen. Gott Lob überwiegen die guten. Die Professoren tun ihre Schuldigkeit, und an Studenten fehlt es nicht, vor allem nicht an solchen, die frisch und fröhlich mitarbeiten. Ein Versuch, zwischen der Landeskirche und der Fakultät Unfrieden zu stiften, hat bei der landeskirchlichen Synode keine Gegenliebe gefunden. Nun kann man ja aus Jülichers und Simons' Veröffentlichungen sich neuerdings davon überzeugen, in welchem Geiste hier Theologie getrieben wird. Die Predigt war nicht zum Druck bestimmt, so danken wir es dem besonderen Anlaß, daß sie erscheint. Jülichers Rede ist der erste Vortrag in einem Zyklus; wer ihn von seinen eigentlichen Gebieten her kennt, wird ihm mit desto größerer Freude auf ungewohntem Wege begegnen. Man darf dabei erinnern, wie vor einigen Jahren auch er (in Bayern) wegen seiner Stellung zur paulinischen Rechtfertigungslehre in den Streit gezogen wurde. Nun lese man hier sein Bekenntnis zu dem Bleibenden in Luthers Rechtfertigungslehre. Steht es um unser Verständnis Luthers so, dann wird es auch um das des Paulus bei uns nicht schlecht stehn. R

Der Fall Schlüter im Monistenbunde hat uns nicht beschäftigt, er ist nur einmal (Nr. 46) kurz erwähnt worden. Dagegen hat die Presse sonst reichlich davon Notiz genommen, und ihr liberaler Teil hat wider die sonderbare Prophezeiung des „Alten Glaubens“ (Nr. 8) daraufhin eine stark abfällige Kritik am Monistenbunde geübt. Nun veröffentlicht „Das Monistische Jahrhundert“ Heft 17 die Akten des Falles. Daraus geht hervor, daß von einem einfachen Ausschluß aller Impfgegner nicht die Rede sein kann. Aber ebenso wenig erscheint der Fall als eine rein persönliche Angelegenheit ohne prinzipielles Interesse. Es ist im Gegenteil höchst merkwürdig für den, der von der Religion herkommt, zu sehen, wie hier die Wissenschaft zum Dogma wird. Das widerfährt ihr auch sonst. Aber hier, wo sie an die Stelle des Evangeliums tritt, gelingt es auch ihr nicht, Evangelium zu bleiben, sondern sie will durchaus Dogma werden. Diese Entwickelung weiter zu verfolgen dürfen wir nicht unterlassen. R

Zur Schwindelliteratur über Jesus, von der Jülicher in Nr. 27 der Christlichen Welt berichtete, kann auf Grund von Angaben in der „Vegetar. Warte“ noch Folgendes mitgeteilt werden. Der angebliche Perser Dr. Otoman Zar-Adusht Ha'Nish, der in Deutschland im vorigen Jahr in vielen Städten Vorträge hielt und viele Gebildete, auch Aerzte, für seine mystische Heilslehre begeisterte, deren Anwendung dem angeblich 68jährigen das Aussehen eines 40jährigen verliehen hätte, stammt nicht aus Persien, sondern ist — ein biederer Sachse. Darüber berichtet die „Chikagoer Abendpost“:

Entlarvt. Otoman Zar Adusht Hanish, ein deutscher Schriftsetzer! Ein glänzender Schachzug ist heute dem Vertreter der Regierung in dem gegen Otoman Zar Adusht Hanish, den hiesigen „Oberpriester des Sonnenkults“ anhängig gemachten Strafverfahren gelungen. Er hatte die Genugtuung, den Bundesgroßgeschworenen den Vater des Angeklagten vorzuführen, und dieser, der Musik- und Sprachlehrer Richard E. Hanish aus Milwaukee, enthüllte auf dem Zeugenstand das Vorleben seines Sprößlings Otto. Dieser hatte nicht, wie er bisher mit dreister Stirn behauptete, in Persien, sondern vor 46 Jahren in Leipzig das Licht der Welt erblickt. Auch war er nicht in den dem Zoroaster geweihten Klöstern erzogen und von frommen Mönchen in die tiefgründigen Geheimnisse der alten persischen Religion eingeweiht und durch das Eingreifen höherer Mächte vom Tode errettet worden, sondern als halbwüchsiger Bursche den Eltern, die damals in Mendota (Ill.) wohnten, entlaufen und hatte im wilden Westen sein Glück versucht. In Salt Lake City habe er die Schriftsetzerei erlernt und sich später sehr empfänglich für die Lehren der Mormonen gezeigt.

Adolf Vogel

Palästina-Bilder-Testament.

Die Württembergische Bibelanstalt (Stuttgart) hat ein Palästina-Bilder-Testament erscheinen lassen enthaltend 35 Landschaftsbilder (gebunden in verschiedener Ausstattung zu 0,30; 0,50; 1,00; 1,50 und 2 Mk.). Der Gedanke ist glücklich, auf Grund photographischer Aufnahmen das heilige Land anschaulich und die Lektüre der geschichtlichen Partieen des Neuen Testaments lebendig zu machen. Die Bilder aus der Wirklichkeit sind in Ansehung der Natur und Landschaft

geschichtlich treu fast ohne Einschränkung, in Ansehung der Kultur typisch und also wesentlich treu. Diese Echtheit entzieht sie jeder Diskussion, was man von den Bildern von Künstlern trotz ihres höheren Ranges nicht wird behaupten wollen, und rechtfertigt ihre Einfügung in das heilige Buch, das zwar auf das Geistige, Allgemein-Menschliche, Ueberzeitliche gerichtet ist, aber in seinen geschichtlichen Teilen wie in der Form doch auch sein eigentümliches Lokalkolorit hat.

Für eine neue Auflage wäre zu wünschen:

1. die Ausstattung mit jenen Bildern möchte der Nestleschen Ausgabe derselben Gesellschaft zu Gute kommen. Die Gesellschaft hat seit lange das Verdienst die durchgesehene Lutherübersetzung des Neuen Testaments in einer sinngemäßen feinen billigen Ausgabe herzustellen (ohne Teilung der Seite und ohne Teilung der Verse mit den Verszahlen am Rande). Diese Ausgabe (in geschmackvollem Leinenband 0,60 Mk.) ist wohl wert die herkömmlichen Ausgaben der Bibelgesellschaften allmählich zu verdrängen. Mögen die von den Urhebern der schönen Dürer-Bibel gegen die Bibelgesellschaften gerichteten Angriffe maßlos und ungerecht sein, mag also Herr Breest in einen gerechten Zorn geraten: vgl. Bibelblatt der Preußischen Haupt-Bibelgesellschaft Nr. 17 Juli 1911, jene Bestrebungen auf Herstellung einer einfachen Druckgestalt sind durchaus lobenswert. Wer sich um der Sache willen für eine Verbreitung der ausgezeichneten Nestleschen Ausgabe bemüht, kommt durch das Erscheinen des Palästina-Bilder-Testaments in einen Zwiespalt.

2. ein Verzeichnis der Bilder.

3. einige wenige Bilder anders und einige wenige Bilder mehr. — Wer in der glücklichen Lage gewesen ist, Palästina so vielseitig kennen zu lernen, wie es das Archäologische Institut in Jerusalem seinen Mitgliedern ermöglicht, muß Freude haben an der feinsinnigen geschickten Auswahl aus einem für das kleine Land erdrückend reichen Bildermaterial und wird dieser Wahl im Ganzen gern zustimmen.

Ich möchte mir erlauben vorzuschlagen:

1. anstatt des Bildes vom Oelberg eine Aufnahme von Westen (z. B. Bonfils 892) mit der oberen Kidronbrücke — der Mariengrabkirche (Todesangstgrotte) — dem Franziskaner Gethsemane — den drei Oelbergwegen — der Stätte Dominus flevit — der Himmelfahrt- und Vater unser-Kirche — welch Material auf einem Bilde!

2. Säulengang in der Vaterunserkirche (z. B. Bonfils 875) zur Veranschaulichung der Ausbreitung des Evangelium in der Welt Matth. 13, 32.

3. Sog. Davidturm als Rest der Herodesburg (Praetorium) zu Joh. 18, 28 oder dafür oder außerdem

4. Citadelle von außen (Südwesthügel) und Bethlehemweg z. B. Bonfils 888.

5. ein besseres Bild von Tell hum (z. B. Großmann Hôtel Tiberias).

6. als Beispiel einer antiken Synagoge zu Mark. 1, 39 die schöne Ruine von Kefr berʿim (z. B. Großmann).

Ferner Typen aus der Sammlung Hentschel:

7. Mann der Getreide worfelt Matth. 3, 12.

8. Frauen an der Handmühle Matth. 24, 41.

9. Endlich etwa noch das Schicksche Modell vom Herodianischen Tempelplatz wenn auch diskutabel, so doch ein lehrreicher Versuch.

Ein solches Palästina Bilder Testament könnte durch die Schulen in Tausenden von Exemplaren verbreitet werden, wäre für den Unterricht ein ausgezeichnetes Anschauungs- und Lehrmittel und würde gewiß auch den vielen geschichtlich gebildeten Bibellesern willkommen sein.

Paul Mickley

Ich bin Dein. In Nr. 11 haben wir ein Lied mitgeteilt und als Konfirmationslied empfohlen: „Ich bin dein, mein Gott empfange." Wir fragten dabei: Wer kennt es? Die einzige Antwort kam aus Königsberg. Dort steht es im Gesangbuch der (1846 von Rupp gestifteten) Freien Evangelischen Gemeinde. Diese Gemeinde muß überhaupt ein gutes Gesangbuch haben; es enthält auch das durch den Untergang der Titanic bei uns bekannt gewordne „Näher, mein Gott, zu Dir." Nun, unser Lied ist entnommen aus Siegfried Lipiners Dichtung „Der entfesselte Prometheus", die 1876 in Leipzig bei Breitkopf und Härtel erschien. Der bei weitem nicht genug gewürdigte Dichter ist im vorigen Winter, am 30. Dezember, erst 55 Jahre alt, in Wien gestorben. In seinem Nachlaß haben sich wertvollste Sachen vorgefunden. Er begehrte auch nicht die Anerkennung, die ihm versagt blieb. Inzwischen hat im Kunstwart im zweiten Maiheft Paul Natorp von ihm geredet, und wir hoffen im nächsten Jahr einen eingehenden Artikel über ihn zu bringen. R

Kleine Mitteilungen. Indem ich unsern Lesern und Leserinnen ein glückliches neues Jahr wünsche, bitte ich um die Vergeltung, daß sie unsrer Redaktion ein Jahr ohne neue Fälle wünschen. Ich bin zwar der Zuversicht, daß solche Erlebnisse wie der Fall Jatho und der Fall Traub gründlich erlebt, unsrer Kirche wie jedem Einzelnen von uns zum Besten dienen müssen. Aber die Leitung eines Blattes wie des unsrigen wird durch die Anforderungen, die daraus erwachsen bis zum Unerträglichen eingeengt. Denn selbstverständlich erfüllen wir gerne die Pflichten, die die erwünschten oder unerwünschten Ereignisse uns auferlegen. Aber was wird daneben aus den stetigen und nachhaltigen Aufgaben, denen Raum, Arbeitskraft und Interesse dadurch entzogen wird? Wir empfinden es manchmal wie eine Existenzfrage gerade für unser Blatt, daß wir für ihre Behandlung wieder einmal freier werden. Uebrigens liegt uns von allen Fällen der vergangnen Zeit einer als ein besonders häßlicher und völlig ungesühnter in den Gliedern, das ist der Fall Kraatz. Den soll Niemand vergessen, der seine Kirche wert hält. Wir freuen uns herzlich, daß das Verbandsblatt der deutschen evangelischen Pfarrvereine in seiner Dezember-Nr. 12 endlich den Mut gefunden hat, den Austausch darüber zu eröffnen, und über die Zuschrift, mit der er dort begonnen ist. Kämpfe wie die um Jatho und Traub haben für den, der sie von ganzer Seele mitkämpft, etwas Erhebendes; Fälle wie der Charlottenburger drücken das ganze geistig-moralische Niveau der Gemeinschaft, die sie sich bieten läßt. Darum hier kein Vergessen, bis Sühne geschehen ist.

Rittelmeyers Friedensworte habe ich neulich herzlich begrüßt. Das Protestantenblatt Nr. 51 zieht die Sprache der religiösen Leidenschaft vor. Ich weiß diese auch zu schätzen. Aber nicht alle Leidenschaft in Religions- und Kirchensachen ist religiöse Leidenschaft. Wenn wir nach Rittelmeyers Rezept uns einrichten, werden wir darum nicht schlapp werden; die ernste Leidenschaft wird durchbrechen zur rechten Stunde und dann selber ein Liebesdienst an den Brüdern sein. Und das ist die Probe ihrer Echtheit.

Damit Gott befohlen im alten und im neuen Jahre! R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Berlin. Religiöse Diskussionsabende. Dienstag 14. Januar 8 Uhr in der Aula der IV. städtischen Pflichtfortbildungsschule (ehem. Dorotheenstädt. Gymnasium) NW. Georgenstraße 30/31: Parallelen und Wertunterschiede im Christentum und Buddhatum. Professor D. Otto.

Nordhausen. Mittwoch 15. Januar 1913 pünktlich 4 Uhr in der Hoffnung: Der Zusammenhang zwischen Religion und Wirtschaftsleben. Pfarrer Schubring-Wundersleben.

Stuttgart

Die **Religionsgeschichtlichen Vorträge** der Freunde der **Christlichen Welt in Stuttgart** finden am 13. 20. 30. 31. Januar im großen Saal des Bürgermuseums statt.

Montag 13. und 20. Januar: Von Jesus zu Paulus. Geh. Kirchenrat Prof. D. Weiß-Heidelberg.

Donnerstag 30. Januar: Die religiösen Strömungen der Gegenwart. 31. Januar: Die religiösen Aufgaben der Zukunft. Pfarrer Lic. Dr. Rittelmeyer-Nürnberg.

Chronik der Christlichen Welt
J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 50. XXXI. Deutsche Evangelische Kirchen-Konferenz — Aus Baden — Deutscher Pfarrertag in Stuttgart (Schluß) — Verschiedenes: Traub; Der bayrische Jesuitenantrag; Sozialistische Friedenskundgebung im Münster zu Basel; Internationales Reformations-Denkmal; Berichtigung

Nr 51. 25. Hauptversammlung des Evangelischen Bundes — Kirchliche Einrichtungen in den deutschen evangelischen Landeskirchen — Aus Baden (Schluß) — Westpreußen, Januar bis Juni 1912 — Verschiedenes: Modernpositive Apologetik; Deutsche Pfarrkonferenz in Großbritannien; Sozialdemokratie und Alkohol; Das Weimarer Kartell; Ein Erzbischof als Staatsoberhaupt

Gesucht auf 1. Januar 1913 in ein süddeutsches Pfarrhaus mit frauenlosem Haushalt und einem Kinde von 6 Jahren eine gebildete **Haushälterin**, die in Küche und Haus erfahren ist. Offerten mit Gehaltsansprüchen unter **P. S.** an die Expedition dieses Blattes.

Lugano **Schweiz** **Villa Henrietta** Deutsche Familienpension. Moderner Comfort. Garten, schöne Aussicht. Pension 6 bis 9 frcs.

Man verlange
Probenummern
vom Verlag der Christlichen Welt

Erfahrener Musiker sucht Stellung als
Chorleiter
(Organist). Protestant.
Suchender war an großen Opernbühnen tätig und bringt beste Referenzen und Zeugnisse bei. Gefl. Offerten bitte unter **M. V. 4301** an **Rudolf Mosse, München.**

Ma fille, 18 ans, ayant son brevet d'institutrice français, bonne éducation, désirerait aller dans famille allemande comme **institutrice** ou **demoiselle de compagnie.** Référence par Monsieur le Pasteur Cheureux à Balan-Sedan. **Ch. Poirier,** Gérant de l'Agence du Crédit Lyonnais, **Givet** (Ardennes).

Kandidaten der Theologie können zur praktischen Ausbildung in der Fürsorge-Erziehungs- Pflegschafts-, und Vormundschafts-Arbeit jederzeit eintreten im **Kinder-Rettungs-Verein** (E. V., anerkannt als milde Stiftung), monatliche Vergütung 150 Mark. Meldungen erbeten an **Pfarrer Wilhelm Pfeiffer, Berlin NW. 6,** Charité-Str. 2.

Höhere Privatschule zu Halle i. Westfalen (Sexta bis Obertertia) sucht zum 1. April 1913

Cand. min., theol. oder phil.

(Alt[illegible]chler) als Klassenlehrer der Untertertia. Gehalt 2000 M. Kündigung vierteljährlich zum 1. April. Zeugnisse auch über etwaige unterrichtliche Tätigkeit und Militärverhältnisse an **Chr. Federking,** Rektor.

Fortsetzung des Anzeigenteils auf der letzten Seite des Jahresregisters!

Das mit diesem Bogen zusammenhängende Titelblatt des Jahrgangs ist vom Buchbinder abzutrennen und dem Register vorzusetzen.

DATE DUE